



Erich Loests *Nikolaikirche*: Wendekitsch oder Wenderoman?

Staatsexamensarbeit
vorgelegt von

Åge Vårdal

Beratung: Tor Jan Ropeid

Germanistisches Institut
Universität Bergen

Februar 2000

INHALT

1	EINLEITUNG	1
1.1	Begründung der Aufgabenwahl.....	1
1.2	Ziele der Untersuchung.....	2
1.3	Aufbau.....	2
1.4	Methodische Überlegungen	4
2	DER AUTOR UND SEIN WERK	5
2.1	Kurzbiographie.....	5
2.1.1	Kindheit und Jugend im dritten Reich.....	5
2.1.2	Aufbaujahre in der DDR. Mitarbeit und Kritik.	7
2.1.3	Zunehmende Schwierigkeiten nach der Haftentlassung	10
2.1.4	Ausreise in die BRD	13
2.1.5	Wieder in Leipzig.....	15
2.2	Werk.....	17
2.2.1	Leipzigs Chronist.....	17
2.2.2	Ein kleiner Überblick über Loests Werk.	20
3	ZEITGESCHICHTLICHER HINTERGRUND	26
3.1	Allgemeine Betrachtungen	26
3.2	Die Endphase der DDR.....	27
3.3	Die literarische und politische Auseinandersetzung mit der DDR- Vergangenheit.....	30
4	REZENSIONEN UND KOMMENTARE ZU <i>NIKOLAIKIRCHE</i>	34
4.1	Kommentare	34
4.2	Rezensionen	35
4.2.1	Einleitende Betrachtungen	35
4.2.2	Sprache.....	38
4.2.3	Figurengestaltung	39
4.2.4	Erzählweise.....	40
4.2.5	Fiktion-Wirklichkeit	42
4.2.6	Gesamtwertung.....	44

5	ANALYSE	47
5.1	Kurzfassung des Inhalts	47
5.2	Der Aufbau	50
5.2.1	Gliederung	51
5.2.2	Die Expositionsfunktion des Prologs	51
5.2.3	Die besondere Rolle des Albert Bacher	52
5.2.4	Die Mischung aus Authentischem und Erfundenem.....	53
5.3	Der Stil	53
5.3.1	Die Sprache	54
5.3.2	Wortschatz	54
5.3.3	Figurensprache	55
5.3.4	Symbolik	58
5.3.5	Leitmotivik	61
5.3.6	Wiederholung und Variation	63
5.4	Figurenkonstellationen	66
5.4.1	Astrid Protter	69
5.4.2	Alexander Bacher.....	73
5.4.3	Albert Bacher	79
5.4.4	Pfarrer Ohlbaum.....	82
5.5	Die Erzählweise	85
5.6	Fiktion - Wirklichkeit	92
5.6.1	Allgemeine Betrachtungen zum Problemfeld	92
5.6.2	Das Verhältnis von Dichtung und Wahrheit	92
5.6.3	Intention	95
5.6.4	Der Schriftsteller als Chronist.....	96
6	ZUSAMMENFASSUNG UND KONKLUSION	98
7	LITERATURVERZEICHNIS	101

1 EINLEITUNG

1.1 Begründung der Aufgabenwahl

Die politischen Ereignisse im Herbst 1989 habe ich auf Distanz miterlebt. Seit langem schon hatten mich jedoch die Verhältnisse im Ostblock interessiert, insbesondere die schwierige Situation der Christen. Als ich während des Grundfachstudiums 1995/1996 eine Arbeit über ein landeskundliches Thema schreiben sollte, war es naheliegend, über die wichtige Rolle der evangelischen Kirche der DDR beim Zusammenbruch des totalitären Regimes zu schreiben. Der Film *Nikolaikirche* hat mich besonders beeindruckt und mein Interesse für das gesellschaftliche, oppositionelle Engagement der damaligen Kirchenleute weiter vertieft.

Nach der Wende wurde Leipzig zur Heldenstadt erklärt. Für mich schließt diese Charakterisierung die Kirchenleute ein, die immer auf Gewaltlosigkeit bestanden, was für den friedlichen Ausgang der sogenannten Kerzenrevolution nicht zu unterschätzen ist.

Ich ergreife auch die Gelegenheit, mich mit einem Roman von Loest auseinander zu setzen, einerseits, weil mir seine Art und Weise, Geschichte in und durch Geschichten zu erzählen, gefällt. Andererseits hat mich der Gedanke angespornt, dass ich mich auf einen weißen Fleck der literaturwissenschaftlichen Karte begeben, da meines Wissens noch keiner eine umfangreiche Arbeit über ein Werk von Loest geschrieben hat. Meiner Meinung nach verdient dieser Autor diese Aufmerksamkeit, sowohl auf Grund der literarischen Qualität einiger seiner Romane, aber auch, weil sein Werk von den persönlichen Erfahrungen in zwei Diktaturen geprägt, und deshalb ein interessanter und wichtiger Beitrag zur Aufklärung über die deutsche Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts ist.

1.2 Ziele der Untersuchung

Das erste Ziel meiner Arbeit ist zu zeigen, dass die Urteile der Rezensenten bisweilen oft von ihrer persönlichen politischen Ansicht bestimmt worden sind und deshalb als subjektive Äußerungen zu betrachten sind.

Weiter möchte ich Hintergrundinformationen erarbeiten, die, einerseits dem Leser zu einer adäquaten Interpretation verhelfen können, aber andererseits auch zeigen, inwiefern der Roman stark authentisch geprägt ist.

Das Hauptziel ist jedoch, durch eine wissenschaftliche Untersuchung der Gestaltung des Romans, eine ausgewogene Analyse hervorzubringen, was zu einem Ergebnis führen kann, das den verschiedenen Aspekten des Romans gerecht wird.

Durch meine Beschäftigung mit dem Roman habe ich noch mehr Bücher von Erich Loest lesen müssen, und ich habe dabei einen interessanten Autor entdeckt. Wenn meine Arbeit dazu beitragen könnte, dass hierzulande Erich Loests Bücher einen erweiterten Leserkreis finden würden, hätte ich auch ein Ziel erreicht.

1.3 Aufbau

Ich beginne mit einem kurzen Überblick über Loests Werk und seine Biographie. In diesem Teil der Arbeit beziehe ich mich immer wieder auf seine eigenen autobiographischen Bücher, *Durch die Erde ein Riß* und *Der Zorn des Schafes*, wobei in dieser Arbeit hauptsächlich solche Informationen herangezogen werden, die in anderen unabhängigen Quellen, wie z.B. in Wolfgang Emmerichs *Kleine Literaturgeschichte der DDR* bestätigt sind. Diese Texte zeichnen auch ein gutes Bild von der DDR, und sie stellen insofern einen nicht zu unterschätzenden Hintergrund für die Lektüre von *Nikolaikirche* dar.

Da ich für die Interpretation nicht nur Erich Loests persönliche Erfahrungen relevant finde, sondern auch den zeitgeschichtlichen Hintergrund, habe ich sowohl wichtige politische Ereignisse in den letzten Jahren der DDR als auch die Lage in Deutschland nach der Wende, besonders die Auseinandersetzungen in der kulturpolitischen Szene, kurz zusammen fasst.

Danach werde ich, ausgehend von ausgewählten und repräsentativen Rezensionen, zentrale Aspekte herausuchen, mit denen sich die Rezensenten beschäftigt haben. Solche Aspekte sind z.B. die Sprache, die Erzählweise, die Personencharakterisierung und das Verhältnis zwischen Fiktion und Wirklichkeit, das in vielen Rezensionen besprochen und diskutiert wird. Besonders wichtig scheint einigen Rezensenten die Frage zu sein, ob *Nikolaikirche* eine gute Aufarbeitungs- und Aufklärungsarbeit über die jüngste Vergangenheit leistet, und nach diesem Kriterium wird der Roman entweder als sehr gelungen oder gescheitert eingestuft. Von einigen Rezensenten wird *Nikolaikirche* sogar als kitschig angesehen. Mich interessieren nicht nur diese Frage, sondern auch die Folgenden:

Wird ein glaubwürdiges Bild von der Zeit vor dem Umbruch gezeichnet?

Wie ist die Personencharakterisierung?

Welche Aspekte der Sprache werden in erster Linie berücksichtigt?

Wie lässt sich der Roman klassifizieren?

Auf die Analyse ‚von außen‘ folgt die Analyse ‚von innen‘, die das Hauptkapitel meiner Arbeit ausmacht und die sich mit den oben erwähnten Fragen und Themen beschäftigt. Diese textimmanente Untersuchung, in der ich den Text nach literaturwissenschaftlichen Kriterien analysiere, zeigt u.a., dass die Hauptfiguren plausible Stellvertreter verschiedener Gruppierungen sind, und dass die Erzählweise einen aktiven Leser verlangt.

Erich Loest nennt sich selbst einen Chronisten¹, und so bezeichnen ihn sowohl Freunde als auch eher neutrale Literaturliebhaber. Die Rolle des Chronisten, die Frage, inwiefern seine Darstellung Objektivität beanspruchen

¹ Die Rolle des Schriftstellers als Chronist wird genauer diskutiert in Kap. 2.2.1 und 5.6.4.

kann und welche Aufgaben Literatur überhaupt hat, all das gehört zum Thema Fiktion und Wirklichkeit. Aber nicht alle diese Probleme können hier ausführlich erörtert werden, vielmehr muss sich die Analyse auf ausgewählte Problemgebiete begrenzen.

1.4 Methodische Überlegungen

Ich werde verschiedene Methoden anwenden, um meine Ziele zu erreichen. Durch einen relativ ausführlichen Teil mit Hintergrundinformationen zur Biographie und zu einigen von Loests Büchern hat meine Arbeit einen positivistischen Hauch erhalten, was darauf zurückzuführen ist, dass Loest selbst Zeitgeschichte vermitteln und sich als Schriftsteller politisch verhalten will. Um seinem Roman gerecht zu werden, ist es meines Erachtens notwendig, den Lebenslauf einzubeziehen.

Der rezeptionsanalytische Ansatz dient der Untersuchung der Rezensionen nach bestimmten Schwerpunkten, wie z.B. der Sprache, der Figurengestaltung, der Erzählweise und dem Verhältnis Fiktion-Wirklichkeit.

Die wichtigste Verfahrensweise wird jedoch textimmanent sein. Nach literaturwissenschaftlichen Kriterien werden sowohl dieselben Schwerpunkte, die ich schon in Kapitel 4 behandelt habe, als auch andere interessante Aspekte, wie z.B. Symbolik und Leitmotivik untersucht. Es erweist sich, dass *Nikolaikirche* ein vielschichtiger und bewusst aufgebauter Roman ist, der die negativsten Charakterisierungen in den Rezensionen nicht verdient.

2 DER AUTOR UND SEIN WERK

2.1 Kurzbiographie

2.1.1 Kindheit und Jugend im dritten Reich

Erich Loest wurde 1926 in Mittweida/Sachsen geboren. Die Zeit seiner frühen Kindheit war geprägt von dem ideologischen Streit zwischen den Nazis und den Linken, diese vertreten durch die SPD und die KPD. Seine Eltern wählten schon 1932 die NSDAP. Loests Mutter nahm ihren Sohn ins Wahllokal mit, und als Antwort auf die Frage des kleinen Jungen, flüsterte sie, dass sie Hitler gewählt habe. „So konnte es nicht weitergehen“² war die Begründung dafür, dass Loests Familie geschlossen zu den Hitlerwählern übergelaufen war. Loest hörte seinem Vater zu, als dieser „[...] leidenschaftlich und dilettantisch“ (ZS 34) über Politik redete. „Von ihm ging für mich keine Warnung vor der Hitlerei aus“ (ZS 34).

Die Beteiligung an der Reichstagswahl am 5. März 1933 lag in Mittweida um 97 Prozent³, und die beiden Arbeiterparteien schnitten zusammen besser ab als die NSDAP. Loest will „kaum etwas von alledem“ (DER 25) gewusst haben, als er als Zehnjähriger in das Deutsche Jungvolk aufgenommen wurde. Von seiner Mutter begleitet trat er in diese Organisation ein, was kein überraschendes Ereignis war - zum zehnten Geburtstag hatte er von seinen Großeltern, seiner Tante und seinen Eltern Kleider und Effekte erhalten, von denen man sich eine Jungvolkuniform machen konnte. Wie es dazu kam, dass er nicht dem Führer an dessen Geburtstag zusammen mit vielen anderen Jungen die Treue schwor, wird nicht ohne Humor erzählt: „Draußen im Saal schworen hundert Jungen ihrem Führer die Treue, im Abort für Männer stand der kleine Loest, das Pimmelchen durchs Bein der Kordhose gezwängt, und alles wurde gut.“ (DER 15)

Beeinflusst von der Propaganda, die durch die Einstellung der Eltern noch verstärkt wurde, setzte Erich Loest seine Karriere in der

² Loest, Erich. *Der Zorn des Schafes* 28. Im Folgenden zitiert als ZS.

³ Loest, Erich. *Durch die Erde ein Riß* 24. Im Folgenden zitiert als DER.

nationalsozialistischen Bewegung fort. Er wurde Jungenschafts- und Jungzugführer und hatte über viele Jungen das Kommando. Mit 18 wurde er zum Kriegsdienst einberufen. Ernsthaft und überzeugt kämpfte er zusammen mit vielen anderen fürs Vaterland, auf die Wunderwaffe wartend, die den Feind zurückschlagen und das Kriegsglück wenden sollte. 1945, nachdem diese Hoffnung durch die deutsche Niederlage völlig vernichtet worden war, kam er nach erschütternden Erlebnissen in eine kurze Gefangenschaft, in der seine Enttäuschung und ideologische Verwirrung verstärkt wurde durch Gerüchte über die Bestrafung der gefangen genommenen Soldaten - „Lager in Texas oder Straßenbau in Belgien?“ (*DER 94*) - und durch Gespräche mit den anderen Inhaftierten:

Sie waren beschissen worden, so hörte er es rechts und links, waren schwer angeschissen worden, von wegen neue Waffen, gleich nach Stalingrad hätte Hitler aufgeben sollen. Sie alle fühlten sich als Opfer von Hitler, Göring, Goebbels ab Stalingrad, die Zeit davor ließen sie im dunkel. Ihre Taten ließen sie im Vergessen und ihren Anteil am Krieg, sie zogen nicht einmal diesen Krieg in Zweifel, sie hatten Schuldige gefunden und fühlten sich als die armen Schweine, die nun im Dreck lagen. (*DER 94*)

Loests Erfahrungen im Krieg sind hier das Thema, und ich trete deshalb aus der Chronologie heraus, um seinen eigenen Rückblick in diese Zeit an die bisherige biographische Aufzeichnung anzuknüpfen. Am 8. Mai 1985 kehrte er in die Gegend - damals ein Teil der BRD - zurück, wo er im Frühjahr 1945 als Werwolf (*DER 67ff.*) immer noch an den siegreichen Ausgang des Krieges geglaubt hatte. Damals kämpfte er zusammen mit rund 40 anderen jungen Männern, von denen er vermutete, sie hätten sich auch mit der Naziideologie identifiziert. Seine Ehrlichkeit gegenüber der eigenen Vergangenheit ist beeindruckend, - das selektive Vergessen seiner Mitsoldaten und seiner Gleichaltrigen um so enttäuschender. Das kommt in einer Lesung ans Licht, die am Abend des 40. Jahrestages des Kriegsendes, nach der Besichtigung des damaligen Kriegsschauplatzes, veranstaltet wurde. Als er auf die Frage einer Jugendlichen antwortete, dass er alles freiwillig mitgemacht und dass er die Nazipropaganda bis zum letzten Tag geglaubt habe, sieht und nimmt er keine Bestätigungen wahr von dem

älteren Teil der Versammlung. „Allmählich kam ich mir wie der einzige blöde Nazi vor, den es am 8. Mai 1945 noch gegeben hat.“ (ZS 294 ff.)

2.1.2 Aufbaujahre in der DDR. Mitarbeit und Kritik.

Die Zeit nach dem Krieg begann mit der Tätigkeit als Arbeiter auf einem Gutshof. Nach der Bodenreform verließ er wieder den Hof und glaubte, „fast alles erlebt zu haben, was ein Mann erleben konnte“ (*DER* 109). Darin hat er sich erheblich geirrt, - seine Probleme als selbständig denkender Schriftsteller, der sich dem nicht anpassen wollte, was die führenden Politiker des Landes als die zu befolgende Wahrheit hervorhoben, sollten schwieriger werden als ein Zwanzigjähriger sich vorstellen konnte.

Das Erlebnis eines neuen Anfangs wurde von den Alliierten mitinitiiert, als die Jugend, d.h. alle, die nach 1920 geboren waren, von den Alliierten einen pauschalen Freispruch erhielten (vgl. *DER* 111). Loest beschreibt dies folgendermaßen:

Er konnte unbeschadet über die Straßen gehen, auf denen vor vierundzwanzig Monaten seine Kommandos gehalten hatten. Nicht einmal schlechtes Gewissen wurde von ihm verlangt, er war verführt worden; nun war er eingeladen, am Aufbau mitzutun. (*DER* 111)

Am Aufbau möchte er gern mittun, aber eine Lehrstelle in der Landwirtschaft suchte er vergeblich. Statt dessen kam er für drei Wochen ins Leunawerk, - länger konnte er nicht durchhalten, ehe er von einem mitleidigen Arzt nach Hause geschickt wurde.

Nachdem das Abitur nachgeholt war, bekam er 1946 durch einen Freund eine Stelle als freier Mitarbeiter der *Leipziger Volkszeitung*. Nur ein Jahr später trat er in die SED ein, stieg im gleichen Jahr zum Kreisredakteur der *LVZ* auf. (vgl. Möbius, R. 3). Das Glück sollte nicht allzu lange dauern. Schon 1950, nachdem er seinen ersten Roman, *Jungen die übrigblieben*, veröffentlicht hatte, bekam er Krach mit der Obrigkeit. Die sowjetische Besatzungsmacht sorgte durch eine sehr negative Rezension in ihrem Blatt,

der *Täglichen Rundschau*, dafür, dass der Autor seine Stelle bei der LVZ verlor. Die Anklage lautete unter anderem folgendermaßen:

Mit seinem Roman ‚Jungen die übrigblieben‘ (Volk und Buch Verlag, Leipzig) hat Erich Loest zuviel auf sich genommen. Loests Haltung mag typisch gewesen sein für hunderttausende Soldaten. [...] und heute ist es nicht mehr angebracht, so ‚objektiv‘ standpunktlos darüber zu schreiben. (zitiert nach Loest, E. „In eigener Sache“ 84)

Vor diesem Hintergrund fällt es schwer zu verstehen, dass er 1952 zum Leipziger Bezirksvorsitzenden des Schriftstellerverbandes der DDR gewählt werden konnte (vgl. Möbius, R. 3). Obwohl er sich bemühte, als Amtsträger ästhetische Richtlinien einzuhalten, deren Ursprung eher politisch-dogmatisch war, verhielt er sich weder loyal noch untertänig, als er den Aufstand vom 17. Juni 1953 im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*⁴ kommentierte. Sein Artikel bezog sich und basierte auf persönlichen Wahrnehmungen, - er erlebte die Ereignisse hautnah mit, da er sich gerade an diesem verhängnisvollen Tag wegen einer Sitzung des Schriftstellerverbandes in Berlin aufhielt (vgl. *DER* 196). Hauptthema seines Kommentars ist das Versagen der Presse. Einige Beispiele dürften den Tenor im Artikel veranschaulichen:

Sie [die Presse] hielt in der Regel den für am fortschrittlichsten, der allen Maßnahmen der Partei und der Regierung den lautesten Beifall zollte. [...] Kritik in der Presse war nicht gefragt. [...] Kritiken an wirklich entscheidenden Maßnahmen haben wir fast nicht gelesen. Und auf die Kritik der Massen - und das ist weit schlimmer - gingen die Redakteure auch in ihren Reportagen und Artikeln nicht ein. [...] Ein weiteres Grundübel unserer Zeitungen war das fast völlige Verschweigen von Mißständen. (*DER* 216 ff.)

An den Ereignissen am 17. Juni meinte Loest, dass es unmöglich sei, mit mathematischer Sicherheit festzustellen, „welche Behörden und Institutionen am meisten beigetragen haben, Staat und Partei von den Massen zu entfernen“ (*DER* 216). Seine Schlussfolgerung über die Schuldzuteilung war jedoch ziemlich klar: „Schuld tragen sie alle, und ein gerüttelt Maß an Schuld kommt auf das Konto unserer Presse“ (*DER* 216). Sie habe nicht rechtzeitig

⁴ Der Artikel *Elfenbeinturm und rote Fahne* erschien in Nr. 27, 4. Juli 1953. Loest hat ihn in *DER* S. 215-221 drucken lassen.

eingegriffen, das Negative verschwiegen und das Positive aufgebauscht. Die SED wurde auch nicht von seiner Kritik ausgespart, die jedoch indirekt als eine Anklage gegen die Zeitungen der Partei formuliert wurde:

Kaum eine Zeitung gab es, die nicht auf dem verderblichen Kurs der Selbsttäuschung mitfuhr, und an der Spitze steuerten zweifellos die Bezirkszeitungen der Sozialistischen Einheitspartei. Diese Redakteure machten sich selbst etwas vor, sie hatten sich kilometerweit von den Realitäten entfernt. (DER 218)

Kein Wunder, dass er in der Folgezeit angefeindet wurde. 1957 wurden er und seine Frau verhaftet. Sie wurde nach sechs Monaten entlassen, er aber wurde schließlich, nach mehr als einem Jahr Untersuchungshaft, 1958 in einem Schauprozess „wegen ‚konterrevolutionärer Gruppenbildung‘ zu Vermögensentzug und siebeneinhalb Jahren Haft verurteilt.“ (Möbius, R. 5) Während der Zeit in der Strafvollzugsanstalt Bautzen II durfte er nichts schreiben. Später hat er über diese Zeit reflektiert:

Er hätte gern gewußt, ob all das einen Sinn gehabt hatte, [...] Sieben Jahre fehlten im Leben und in der Arbeit - fehlten sie? [...] In dieser Nacht versuchte er herauszufinden, ob neben allem Leid und aller zerstörten Zeit auch etwas Positives war. Er war Dutzenden Menschen begegnet, die er sonst nie getroffen hätte, hatte unglaubliche Geschichten gehört, um die ihn Schriftstellerkollegen später beneiden sollten. [...] Natürlich, seinen Roman ‚Schattenboxen‘ hätte er ohne Bautzner Erfahrung nie geschrieben. ‚Etappe Rom‘ und ‚Kein Mann für diese Welt‘ sind Knastgeschichten - ohne seinen Umweg über Bautzen hätte er natürlich andere Erlebnisse gehabt, sie hätten ihn zu freundlicheren Stoffen geführt. Wenn etwas auf der Plusseite notiert werden konnte, dann allenfalls, daß am Fall L. so augenfällig demonstriert worden war, daß diese Methode irrsinnig, inhuman und unsozialistisch war und jedes Licht scheuen mußte. (DER 413f.)

Von der Perspektivlosigkeit des DDR-Systems zeugt der Eintrag über Erich Loest im *Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller*, aus dem Loest zitiert: „Nach dem Krieg Arbeit in der Landwirtschaft und im Leunawerk“ (ZS 115). Sein eigener Kommentar dazu folgt gleich darauf: „Diese drei Wochen wurden in DDR-Lexika vermerkt, nicht aber sieben Zuchthausjahre von Bautzen“ (ZS 115).

2.1.3 Zunehmende Schwierigkeiten nach der Haftentlassung

Nach der Entlassung schrieb Loest sehr viel von dem, was er in den vorangegangenen Jahren hätte schreiben wollen, wenn ihm das erlaubt worden wäre. Er formulierte nun die Ideen und Erzählungen, die er während der Haft memoriert und konzipiert hatte. Es war aber nicht so einfach, Bücher herauszugeben, da er „nach wie vor als Unperson“ galt (Möbius, R. 5). Um den Lebensunterhalt seiner Familie zu sichern schrieb er deshalb u.a. viele Kriminalromane, und zwar unter dem Pseudonym Hans Walldorf. Darüber berichtet er in einem Interview, das am 3. April 1976 in *Frankfurter Rundschau* erschien (vgl. Corino, K. 1966, 24).

Dieses Interview ist mindestens aus zwei Hauptgründen sehr interessant: einerseits erhalten wir hier indirekt die Auskunft, dass dem Autor damals eine Reise nach ‚drüben‘ erlaubt worden sei. Andererseits, und das ist meines Erachtens interessanter, zeugt das Interview von den Schwierigkeiten, denen Erich Loest gegenübergestellt wurde, nachdem er in Ungnade gefallen war. Das Interview, dessen Titel mit dem Titel seines berühmten Romans *Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene* identisch ist, wurde zwei Jahre vor dessen Veröffentlichung gedruckt. Im Interview ist u.a. die Rede von dem damals erst vor kurzem geschriebenen Roman, aber die zwei Jahre Zwischenzeit deuten darauf hin, dass der als oppositionell eingestufte Schriftsteller Loest mit der Zensur erhebliche Schwierigkeiten gehabt haben muss. Diese Annahme wird von Wolfgang Emmerich bestätigt, der dazu bemerkt: „Schon vor Erscheinen hatte es ein jahrelanges Tauziehen um das Manuskript mit dem Mitteldeutschen Verlag in Halle gegeben.“ (Emmerich, W. 305)

Im *Zorn des Schafes* (vgl. ZS 64ff.) berichtet Loest eingehend von diesem ‚Tauziehen‘, einem vierjährigen Prozess, an dessen Ende er sich selbst fast am Ende fühlte. Einerseits führten sein Durchhaltevermögen und seine Sturheit, andererseits seine ausgesprochen friedlichen Absichten dazu - er wollte um fast jeden Preis Konflikte mit den Behörden vermeiden -, dass stasigelenkte Mitarbeiter des Verlagswesens und Vertreter des offiziellen Kulturbetriebs einlenken mussten: Das Buch erschien ohne allzu erhebliche

von oben gewünschte Änderungen, und auch eine Nachauflage folgte, allerdings in weniger Exemplaren als vorausgesetzt, obwohl versucht wurde, die Verbreitung des Romans durch einen Vertragsbruch einzuschränken. Hermann Kant, der damalige Vorsitzende des Schriftstellerverbandes der DDR - später als IM ‚Martin‘ entlarvt - setzte sich anscheinend für das Einhalten des ursprünglichen Vertrags ein (vgl. Corino, K. 47)⁵. Sogar in den höchsten politischen Kreisen wurde ‚der Fall Loest‘ diskutiert, - Honecker drückte sozusagen der Nachauflage seinen Stempel auf, als er nach einem langen Gespräch mit Hermann Kant diesem erklärte, „[...] er werde am 2.11.1978 Gen. Hager verständigen, dass das Buch von <Loest> eine Nachauflage von 10 000 Exemplaren in einem Verlag der DDR erhalten soll.“ (Corino, K. 1995. 389) Wolfgang Schreyer, ein in der DDR ohne ‚dissidentische Neigungen‘ erfolgreicher Autor, hat diese höchste, außerhalb des normalen Kontrollapparats liegende Ebene der Zensur folgendermaßen geschildert: „Nun greift aus dem Dunkel höherer Sphären, außerhalb der Normalität, drastisch ein vierter Zensor ein, um bemerkenswerte, publikumswirksame Bücher im vollen Lauf zu stoppen.“ (zitiert nach: Emmerich, W. 57) „Mit dem ‚vierten Zensor‘ sind direkte Interventionen der Parteispitze als letzte Nothilfe gegen unruhestiftende Literatur gemeint.“ (Emmerich, W. 57)

In einer Stasi-Akte wird die zentrale Ebene dokumentiert, an der über das weitere Schicksal des Romans entschieden wurde:

Genosse Höpcke [der stellvertretende Minister für Kultur] erklärte, daß die Entscheidung über eine Nachauflage dieses Loest-Romans zwischen dem ZK der SED, dem Präsidium des Schriftstellerverbandes und dem Ministerium für Kultur getroffen wurde. (ZS 146)

Dass Loest schon davor seit langem von der Stasi beobachtet und bespitzelt wurde, dürfte nicht überraschen. Trotzdem scheint bei ihm eine gewisse Naivität vorhanden gewesen zu sein, die dadurch sichtbar wurde, dass er sich nicht auf diese Realität einstellte. Obwohl er durch seinen Sohn vor der

⁵ Kant soll selbst zu dieser ‚Legendenbildung‘ beigetragen haben. Laut Thomas Loest habe sich Kant aus taktischen Gründen für die Herausgabe des Buches in einer kleinen Auflage eingesetzt. Nach der Biermann-Ausbürgerung 1977 wollte er keinen neuen Skandal und habe die Nachauflage für das geringere Übel gehalten.

Überwachung gewarnt wurde, hielt er diese Möglichkeit für unwahrscheinlich (vgl. ZS 148). Die Wahrheit kam erst nach der Wende an den Tag:

Später, nachdem die Mauer gefallen und die Stasi zerstoben war, stand ich fassungslos vor 31 (einunddreißig) Heftmappen von je etwa 300 Blatt, die allein zwischen 1975 und 1981 über mein Reden und Schreiben aufgehäuft worden waren. Ich wollte prüfen, ob Kopien, die mir zugespielt worden waren, echt seien. Sie waren es. Ich wüßte heute gern, was das alles gekostet hat. (ZS 148)

Noch ein Problem kam den anderen hinzu, - auch darüber wird interessant und engagiert erzählt (vgl. ZS 162 f.). Stefan Heym geriet in Gefahr, wegen Verletzung devisenrechtlicher Bestimmungen bestraft zu werden, weil er ohne die notwendige Genehmigung vom Büro für Urheberrechte der DDR einen Roman bei Bertelsmann (in der BRD) veröffentlicht hatte⁶. Ein paar gemeinsame Kollegen erschienen bei Loest, um seine Unterschrift unter einen Brief an Honecker zu erhalten. Im Brief wurde Honecker dazu aufgefordert, eine „Verschärfung der Zensurpraxis nicht zuzulassen“ (ZS 162). Durch diese Unterschrift hatte Loest eigentlich sein eigenes Schicksal endgültig besiegelt. Ihm drohte jetzt der Ausschluss aus dem Schriftstellerverband der DDR, was in einer seiner Stasi-Akten belegt ist:

Zu Ihrer Information teilen wir Ihnen mit, daß gegenwärtig im Leipziger Schriftstellerverband die prinzipiellen Auseinandersetzungen mit Loest vorbereitet werden mit dem Ziel seines Ausschlusses aus dem SV/DDR. (ZS 166)

Da das Verfahren gegen ihn und die Mitunterzeichner für seine Freunde innerhalb des Schriftstellerverbandes belastend werden könnte, kam er seinen Gegnern zuvor und trat aus dem Verband aus. Berufsverbot bedeutete das ‚Außen-zu-sein‘ für die Betroffenen nicht, „[...]aber praktisch eine gravierende Einschränkung ihrer Publikationsmöglichkeiten.“ (Möbius, R. 7)

⁶ 1989, 10 Jahre später, beendete Loest in der FAZ seine Rezension über Heyms ‚Nachruf‘: "Er hat durch seinen Mut und seine Halsstarrigkeit dafür gesorgt, daß sich kein ernst zu nehmender Autor der DDR mehr hindern läßt, im Westen zu publizieren. Diese Leistung genügt für ein Leben." (ZS 163)

2.1.4 Ausreise in die BRD

Nach diesen Auseinandersetzungen mit dem stalinistischen Regime überlegte Loest, was zu tun sei. Es blieb praktisch keine andere Möglichkeit übrig, als das Land zu verlassen, wenn er seine schriftstellerische Tätigkeit fortsetzen wollte. Für ihn handelte es sich vor allem darum, sich einen Freiraum zu schaffen, in dem er sich frei äußern konnte:

Exil ist für mich ein zu großes Wort. Es ist ein Wort, besetzt mit den Erinnerungen von 1933. Damals gingen die Leute ins Exil, um ihr Leben, um ihren Kopf zu retten. Niemand von uns war in Gefahr, seinen Kopf zu verlieren. Wir waren alle in Gefahr, in unserem Beruf nicht mehr das sagen zu können, was wir wollten. Das ist eine viel kleinere Geschichte. (Emmerich, W. 419)

1981 bekam er endlich sein dreijähriges Visum, das auf die einmalige Aus- und Wiedereinreise eingeschränkt war. Damals wusste er gar nicht, wie intensiv sich die Stasi mit ihm beschäftigt hatte. Die Stasi-Akten, die im Kapitel „Die Stasi war mein Eckermann“ (vgl. ZS 189-223) wiedergegeben sind, lassen uns verstehen, dass sein Entschluss völlig korrekt war. Dort wird er z.B. als ‚feindlich-negativer Schriftsteller‘ eingestuft, und es ist deutlich zu erkennen, dass sein Fall sehr ernst genommen wurde. Loest erhielt „gemäß einer zentralen Entscheidung [...] die Möglichkeit, einen langfristigen Aufenthalt in der BRD zu nehmen.“ (ZS 217)⁷ Das Privatvisum galt für die „einmalige Ausreise zu dreijährigem Aufenthalt in der BRD.“ (ZS 217) Wegen des Gesundheitszustandes seiner Frau beantragte Loest die mehrmalige Einreise in die DDR, - was ihm nicht gegönnt wurde. Über sein Manuskript mit dem Arbeitstitel *Spurensicherung*, das später in der BRD als *Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf* herausgegeben wurde, wusste schon die Stasi Bescheid. Das kann man in einem Stasibrief nachvollziehen, der keine humanitäre Abweichung gegenüber Loest und seiner Familie offenbart:

Durch den stellv. Minister für Kultur, Gen. Klaus Höpcke, wird ein Vorschlag an Gen. Kurt Hager gerichtet, wonach Loest nach dem Erscheinen des Hetzromanes ‚Spurensicherung‘ in der BRD die Wiedereinreise in die DDR nicht gestattet werden soll. (ZS 208)

⁷ Das 6. Kapitel (S. 189-223) des *Zorn des Schafes* heißt: „Die Stasi war mein Eckermann“. Außer einer kleinen Einleitung besteht das Kapitel ausschließlich aus Stasi-Akten, von denen hier und weiter unten zitiert werden.

Das Buch wurde auch als „Provokation gegen die Kulturpolitik der DDR“ (ZS 218) charakterisiert. Das Manuskript wurde der Stasi von einem Spitzel geliefert:

Unter dem Vorwand, sich brennend für mein Schreiben und natürlich auch für mich als wunderbaren Menschen zu interessieren, schlichen sich drei weitere Spitzel an mich heran. Einer von ihnen lieferte eine Kopie von ‚*Spurensicherung*‘ aus, die Stasi ließ ein Gutachten anfertigen - für alle Fälle. Ich wüßte gern, wer dieses Dreckstück geschrieben hat. (ZS 189)

Am 20. März 1981 verabschiedete er sich von seiner Frau und ging nach ‚drüben‘. Mit in den Koffern hatte er nicht nur Kleider, sondern zwei Drittel eines Manuskripts, auf dessen Vorderseite „Völkerschlachtdenkmal“ stand. In der DDR würde er wahrscheinlich keinen Verleger gefunden haben, der mit ihm einen Vertrag abschließen würde. Der Roman erschien 1984 in Hamburg. Im gleichen Jahr wurde Loest zu einem der stellvertretenden Vorsitzenden des Verbandes deutscher Schriftsteller gewählt (vgl. Möbius, R. 7). In der Bundesrepublik blieb er bis kurz nach der Wende, da er auf seine Anträge an die Vertretung der DDR, eine Verlängerung des Westaufenthalts zu erhalten, keine Antwort erhielt.

In die DDR kam er allerdings ein Jahr vor der Wende zu Besuch, als Teilnehmer einer Gruppe von Lehrern, denen ein straff geregeltes Programm vorbereitet war. Diesmal besaß er zwei gültige Pässe, seinen alten aus der DDR und den neuen BRD-Pass. Er sollte als BRD-Bürger in die DDR ‚eingeschleust‘ werden. Der Grenzzoffizier, der die Einreiseformalitäten klärte, wollte aber, dass Loest als DDR-Bürger einreiste. Da er seinen DDR-Pass nicht bei sich trug, wurde ihm erstaunlicherweise die Ein- und Ausreise ohne Pass, dafür aber mit einem für die Gelegenheit ausgestellten Identitätspapier, erlaubt (vgl. ZS 338 ff.). Weiter in demselben Buch wird dann aus Loests Sicht vom lang ersehnten Besuch Leipzigs berichtet. Anlässlich Loests 70. Geburtstags schreibt sein Freund, der Kabarettist Bernd-Lutz Lange, persönlich und engagiert über das unerwartete Treffen. Loests Auftauchen im November 1988 gilt für ihn als ein „Piratenakt“ (Lange, B. 81). Dass sie sich

mitten in der DDR wieder trafen, bezeichnet er als unglaublich, „[...] oder besser: ‚Wahnsinn!‘, wie man hier sagte. Es ging eben im Land schon nicht mehr alles seinen Gang.....“ (Lange, B. 82). Als sie nach der Kabarettvorstellung in der academixer-Kneipe saßen, bemerkten sie die Stasispitzel. Das waren „zwei fröhliche Pärchen, die immer mal zu unserem Tisch herübersahen und zufällig parallel mit uns aufbrachen.“ (Lange, B. 82) Die Stasi hielt sich also nach wie vor auf dem Laufenden.⁸ Es sollte nicht sehr lange dauern, bis sich die beiden in demselben Lokal wiedertrafen. Loests ‚Begrüßungsformular‘ lautete: „Na, hammer gewonnen!“ (Lange, B. 83). Bernd-Lutz Lange schließt seinen Beitrag mit diesem Kommentar:

Loest hatte aus der Ferne mitgewonnen. Er leistete seinen Beitrag zur Wende schon eher. Ich stelle mir vor, wie er vor dem Fernseher saß und die nicht faßbaren Bilder aus seiner Heimatstadt sah. Und ich glaube, er hat zutiefst bedauert, in jenen historischen Tagen am Rhein zu sitzen und nicht an der Pleiße üben Ring zu laufen. Aber es geht eben im Leben nicht immer seinen Gang..... (Lange, B. 83)

2.1.5 Wieder in Leipzig.

Loests Rückkehr nach Leipzig fand kurz nach der Wende statt.

Er wird mit außerordentlichen Ovationen empfangen. Sein großes Lesepublikum ist ihm nicht nur treu geblieben, es hat auch über den Zeitraum von fast einem Jahrzehnt sich Loests Bücher auf abenteuerlichsten Umwegen aus dem Westen Deutschlands beschafft. (Möbius, R. 8)

Der Linden-Verlag Künzelsau wurde von Erich Loest, seinem Sohn und dessen Frau 1989 gegründet. Schon im Jahr darauf zog der Verlag nach Leipzig um. In seinem Linden-Verlag gibt Loest jetzt seine Publikationen heraus, sei es Erzählungen, Romane oder autobiographische Aufzeichnungen. Seine Liebe zu Leipzig kommt noch dadurch zum Ausdruck, dass sich der Verlag eine Miniaturzeichnung des Völkerschlachtdenkmals als Firmenzeichen ausgewählt hat.

⁸ Über den Leipzig-Besuch gibt es einen ausführlichen Stasibericht. Siehe *Der Zorn des Schafes* S. 362-364

Am 24.4.1990 hob der 2. Strafsenat des Obersten Gerichts der DDR das mehr als dreißig Jahre alte Urteil auf. Hier lasse ich den Schriftsteller nochmals selbst zu Wort kommen:

[...] als drei ergraute Richter festlegten, die Verurteilung mehr als dreißig Jahre vorher sei falsch gewesen, meine Mitangeklagten von damals und ich hätten nichts anders getan, als unsere Meinung zu äußern. Die Prozedur lief ohne Emotion, ohne ein Wort des Bedauerns oder einen Lidschlag einer Entschuldigung ab. (ZS 388)

Man hätte erwarten können, dass ein Mensch, der so sehr unter dem Druck eines totalitären Regimes gelitten hat, auf irgendeine Weise versuchen würde, sich zu rächen, wenn er dazu eine Gelegenheit fände. Bei Loest spielt aber Rache keine Rolle, obwohl er allen Grund dafür hätte. Dieser Eindruck wird in vielen Rezensionen über *Nikolaikirche* bestätigt. Aus einer davon stammt das folgende Zitat:

Daß Loest mit *Nikolaikirche* nun weder triumphiert noch Rache nimmt, ist ihm hoch anzurechnen, für den 69jährigen freilich nichts Besonderes. In öffentlichen Stellungnahmen fordert der heutige Vorsitzende des Verbands deutscher Schriftsteller ebenso hartnäckig die Aufklärung der Bespitzelungen und die Entschädigung der Stasi-Opfer, wie er 1992 als frisch gekürter Ehrenbürger von Mittweida vorschlug, seine Geburtsstadt möge den von Nazis verfolgten Kommunisten Hans Vogelsang auch weiterhin in Ehren halten, obwohl dieser gegen Loest intrigiert hatte. (Wahjudi, C.)

Friedrich Schorlemmer äußert sich auch über diesen Zug der Persönlichkeit. Er meint, dass Erich Loest zu denen gehöre, die „das Land von innen, aus seinen innersten Verliesen kennenlernen mußten. Aber er wurde weder ein Rächer noch ein Verbitterter.“ (Schorlemmer, F. 109)

Er möchte aber sehr gern zur Aufklärung und Aufarbeitung der DDR-Zeit beitragen. „Loest redet nicht von Aufklärung. Er ist ihr legitimes Kind“ (Ritter, W. 98) ist die Charakterisierung Waldemar Ritters, der noch dazu von Erich Loest behauptet, dass er „ein Mann mit Rückgrat [sei] und einer, der nicht nur den Kern sondern auch das Herz der Dinge sieht.“ (Ritter, W. 98) In der Anmerkung am Ende des *Zorn des Schafes* wird Loests Einsatz dafür, den ‚Stasisumpf‘ trocken-zulegen, zum Ausdruck gebracht. „Es gibt zu tun in

Leipzig, Bonn und anderswo. Autor und Verlag möchten dabei sein.“ (ZS. Anmerkung ohne Paginierung) Wichtige Bestandteile von *Nikolaikirche* sind die Stasi und ihre Methoden, ein Thema, auf das ich weiter unten zurückkommen werde.

1994 wurde „Erich Loest auf dem 12. Kongreß des Verbandes deutscher Schriftsteller in Aachen mit überwältigender Mehrheit zum Bundesvorsitzenden gewählt.“ (Möbius, R. 8) Die Wahl wurde in der Bundesrepublik überall positiv empfunden und spiegelte die Auffassung wider, dass Loest als Integrationsfigur zwischen Ost und West galt.

Über Erich Loest meint Sabine Brandt:

Was Loest zu erzählen weiß, ist aus seinem Leben und daher aus unser aller Jahrhundert gegriffen, es spiegelt in seinen besonderen unsere allgemeinen Erfahrungen wider. [...] Genau genommen sind dem Deutschen Erich Loest alle wesentliche Malaisen zuteil geworden, die unsere Ära für Deutsche bereit hielt. (Brandt, S. 178f.)

2.2 Werk

2.2.1 Leipzigs Chronist

Loests Gesamtwerk ist sehr umfangreich und umfasst u.a. Artikel, Romane, Erzählungen und Hörspiele. Der Roman *Völkerschlachtdenkmal* hat Erich Loest den Ruhm eingetragen haben, Leipzigs Chronist zu sein. Von einem Chronisten wird erwartet, dass er größere Zeitabschnitte zusammenfasst, indem er versucht, „Zusammenhänge zwischen den Ereignissen und chronologischen Phasen herzustellen.“ (Schweikle, I. und G.) Jemand, der ein „Geschehen verfolgt, beobachtet und darüber berichtet“ (Drosdowski, G.), ist als Chronist einzustufen. Dass man Loest auf diese Weise charakterisiert, kann sich natürlich nicht darauf beziehen, dass er alle Geschehnisse, über die er schreibt, verfolgt und beobachtet hat. Es muss sich eher um den Stil handeln, der nicht nur in den Zeitromanen vorhanden ist, sondern der fast überall in seinen Erzählungen und Romanen vorherrscht. Die

Chronistenbezeichnung beruht wahrscheinlich auch auf der häufig auftretenden allwissenden Erzählperspektive, sowie auf einer ziemlich nüchternen Erzählweise, die in mancher Hinsicht einem chronikalischen Bericht ähnelt. Letztendlich ist die Chronistenbezeichnung den Büchern (z.B. *Durch die Erde ein Riß*, *Völkerschlachtdenkmal* und *Nikolaikirche*) zu verdanken, in denen historische Geschehnisse ein Gerüst bilden, um das mehr oder weniger fiktive Geschichten gesponnen werden.

In der Anfangsphase seiner schriftstellerischen Tätigkeit überlegte Loest, wie er schreiben und welchen Themen er sich widmen sollte:

O nein, von der Köstlichkeit der Sprache oder den feinen Empfindungen der Seele her stieß er nicht zur Literatur vor, ihn trieben weder Naturschönheit noch Liebe, es war nicht die Lust, Befehle zu geben, und der Drang, sich Befehlen zu widersetzen; ihn zwang nicht der Vater-Sohn Konflikt oder Jauchzen über holde Weiblichkeit, und schon gar nicht die Demut vor oder das Zürnen über Gott, sondern der politische Konflikt dieser Tage, reduziert auf seinen Kernkonflikt zwischen Kommunismus und Kapitalismus; in diesen Zusammenprall hinein gedachte er alles Schreiben zu stellen unter Heinrich Manns Losung, Kunst sei Waffe. Jetzt, so meinte er, fiel die Entscheidung über Jahrtausende, jetzt galt es zu siegen. Für alle andere, zum Beispiel für einen gepflegten literarischen Stil, war später noch massenhaft Zeit. (*DER* 154f.)

Als Mitglied der SED und geprägt von utopischen Vorstellungen über die siegreiche Zukunft des Sozialismus, fiel es also dem jungen Schriftsteller nicht besonders schwer, sich zur Schaffensmethode des sozialistischen Realismus zu bekennen. Dazu gehörte auch, in Einklang mit den Zielen der kommunistischen Literaturpolitik zu schreiben, was u.a. bedeutete, „neue sozialistische Tugenden wie Arbeitsethos und kollektives Verhalten zu befördern“ (Emmerich, W. 41). Die Loyalität gegenüber dem System und seinen strikten Vorgaben ließ allerdings allmählich nach und Loest fing an, seiner eigenen Überzeugung zu folgen, was sich besonders auf die Personengestaltung und die Themenwahl auswirkte. In allen Schaffensphasen überwiegt jedoch die Neigung, Geschichten zu erzählen, und zwar solche, die sehr realistisch sind.

Loests Fähigkeit, gesellschaftliche Zustände und historische Abläufe fiktional zu bearbeiten, so dass sowohl fiktionale Literatur als auch literarische Widerspiegelung der Zeitgeschichte entstehen, wird ihm z. B. von Friedrich Dieckmann und Ilse Spittmann-Rühle bescheinigt:

Wenn künftige Zeiten einmal etwas von diesem saxoborussischen Staats- und Gesellschaftsunternehmen unter russischem Protektorat wissen wollen, werden sie das nirgendwo anschaulicher und prägnanter tun können als in seinen Büchern – in *allen* seinen Büchern, obschon nicht im gleichen Maß. (Dieckmann, F. 35)

Du kannst Geschichten erzählen, im altmodischen Sinn, einfach, klar und spannend, zum Schluß hat man etwas gelernt über das Leben, die Menschen und ihre Geschichte, denn als akkurater Rechercheur bist Du auch historisch genau.[...] Dein literarisches Werk ist ein Stück Geschichte der DDR. (Spittmann-Rühle, I. 110f)

Friedrich Schorlemmer urteilt u.a. folgendermaßen über Loests Stil:

Er erzählt Geschichten, wie sie an jeder Straßenecke vorkommen. Alltagsgeschichten, - in präziser Beschreibung - als unabweisbarer Aufruf an den Leser: ‚So kann es nicht weitergehen!‘ [...] Loest versteht es, die Dinge beim Namen zu nennen, und das in einer Sprache, die jeder verstehen kann, ohne anbiedernde Plattheiten oder vordergründige Effekte. (Schorlemmer, F. 105)

Ich bin froh, dass diese Kommentare von Leuten stammen, die ihre persönlichen Erfahrungen mit den Schicksalen, die in Loests Büchern geschildert werden, vergleichen können. Deshalb verhalte ich mich zuversichtlich ihren Aussagen gegenüber, obwohl ich nie vergesse, dass es sich um fiktionale Literatur handelt, die als solche zu interpretieren ist. Ich nehme jedoch an, dass die Lektüre von Loests Romanen dazu beigetragen hat, meine Erkenntnisse über das Leben in der DDR, wie es wirklich war, zu erweitern und zu nuancieren. Generell dürfte die Annahme, dass Loests Werk ein Beitrag ist, dem Leser über die Geschichte der DDR aufzuklären, durch die vielen positiven Kommentare zu diesem Aspekt von Loests literarischem Schaffen als bestätigt angesehen werden.

2.2.2 Ein kleiner Überblick über Loests Werk.

Um dies zu veranschaulichen, werde ich einige von den Büchern vorstellen, die ich als die wichtigsten ansehe.

Jungen die übrigblieben (1950), Loests erster Roman, erschien zu Weihnachten 1949.⁹ Der damals junge Autor hatte eine Geschichte geschrieben, in der er seine eigenen Erfahrungen als Soldat und Werwolf literarisch aufgearbeitet hat. Sie handelt von dem achtzehnjährigen Uhlig, der im März 1944 nach Zeithain eingezogen wird. Vieles von dem, was der Autor seinen Helden erleben lässt, gleicht Loests eigenen Erfahrungen in der Endphase des zweiten Weltkriegs. Wie oben schon bemerkt, brachte dieser Roman Loest nicht nur Geld, sondern die Entlassung aus der Redaktion der LVZ ein. Damals schrieb er einfach seine Erfahrungen und Ideen nieder, ohne auf die Richtlinien des sozialistischen Realismus Acht zu geben. Aber vier Jahre später erschien eine zweite Auflage, die durchs Überarbeiten diesem Stil angepasst worden war, weil „er doch so gern ein sozialistischer Realist sein [wollte].“ (DER 125)

Dementsprechend schrieb er ein paar Romane, die seiner eigenen Einschätzung nach heute nicht des Lesens wert sind, und „niemand [...] käme auf die Idee, sie erneut zu veröffentlichen.“ (ZS 40) Das betrifft nicht *Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene* (1978) - oder ‚das gelbe Buch‘, wie der Roman genannt wurde, der laut vieler Literaturkritiker zu den gelungensten Büchern von Loest zählt.¹⁰ Der Grund dafür ist vermutlich, wie Sabine Brandt behauptet, „weniger literarischer als politischer Natur.“ (Brandt, S. 7) Er schrieb gegen alle Tabus an, setzte alles auf eine Karte, und wie schon im vorigen Kapitel erwähnt, dauerte es sehr lange bis das Buch erscheinen konnte. Dass es überhaupt in der DDR erschien, ist erstaunlich, besonders wenn man weiß, dass sogar *Schattenboxen* Hürden zu überwinden hatte.

⁹ Die Unstimmigkeit zwischen den Jahreszahlen wird folgendermaßen von Loest selbst im Kapitel *Zu dieser Ausgabe* erklärt: " Und so erschien zu Weihnacht 1949 [...] der Roman *Jungen die übrigblieben*, [...]. Das Copyright nannte das Jahr 1950." (*Jungen die übrigblieben* 328)

¹⁰ Einige Kommentare, die diese Einschätzung unterstützen, habe ich auf Seite 22 angeführt.

Die Hürden bestanden laut Wolfgang Emmerich aus einer lückenlosen Kette von Institutionen, die alle Etappen im Leben eines literarischen Werkes lenken und kontrollieren sollten (vgl. Emmerich, W. 48). Das sogenannte ‚Druckgenehmigungsverfahren‘ war das Kernstück dieses Kontrollapparats, an dessen Spitze „ein Amt mit dem ominösen, eher harmlos klingenden Namen ‚Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel‘ [stand].“ (Emmerich, W. 52) Die Druckgenehmigung, die von diesem Amt erteilt wurde, wird von Emmerich mit Zensur gleichgesetzt:

Seine Aufgaben waren u.a. „[...] die Manuskripte der Buchverlage und die Erzeugnisse der nichtlizenzierten Verlage zu begutachten und Druckgenehmigungen zu erteilen.“ [...] Von diesen Funktionen war die letztgenannte die mit Abstand wichtigste, denn ‚Druckgenehmigungsverfahren‘ bedeutete auf gut Deutsch nichts anders als: *Zensur*. (Emmerich, W. 52)

Die Themen, mit denen sich Loest in diesem in der DDR zum Kultbuch gewordenen Roman auseinandersetzt, sind u.a. die Korrumpierung durch Macht, die Aufstiegssucht vieler loyaler DDR-Bürger, der Missbrauch von Sport in der Erziehung, und die vom Volk isolierte und sich distanzierende Führungselite.

Der Held - wohl eher ein Antiheld - und Ich-Erzähler Wolfgang Wülff ist kein sozialistisches Vorbild, sondern ein Versager, auf jeden Fall kommt seine Frau allmählich zu diesem Schluss. Er hat Machtmissbrauch erlebt, das erste Mal als Beat-Fans auf dem Wilhelm-Leuschnerplatz auseinander getrieben wurden.¹¹ Wülff wurde von einem Polizeihund gebissen, und blickt später auf das Geschehene zurück:

Vor der Schlacht auf dem Leuschnerplatz war für mich die Welt sauber eingeteilt. Der Feind stand im Westen; die Amerikaner bombardierten Vietnam, Kiesinger war Faschist. Nun biß mich einer unserer Hunde, der eigentlich einen Ami hätte beißen sollen, der Bomben auf Vietnam ausklinkte. Ich schmiß kein Napalm, nach mir hatte gefälligst kein DDR-Hund zu schnappen. (*Es geht seinen Gang* 29)

¹¹ Auf diese Episode bezieht sich der General auf Seite 496 in *Nikolaikirche*.

Wenn er über Macht und Machtausübung nachdenkt, ist Wülff ganz selbstbewusst: „Sie boten mir Macht, und ich wollte diese Macht nicht haben. [...] Ich fürchtete, jemals jemandem befehlen zu müssen.“ (*Es geht seinen Gang* 29) Sein Verhältnis zur Macht findet er noch einmal bestätigt als ihn kurz vor der Entlassung aus der NVA ein Offizier zum Friseur schickt. Er will lieber einer sein, der seinen Kopf zum Haarschneiden hinhält, als einer, der solche blöden Befehle erteilt.

Das Buch stieß auf ein überwiegend positives Echo. Die folgenden Zitate von Wolfgang Emmerich, dem Schriftstellerkollegen Günter Kunert und dem Pfarrer Friedrich Schorlemmer zeigen, wie diese von ihren jeweiligen Positionen aus und unabhängig voneinander, zu einer übereinstimmenden Auffassung vom Roman gelangten:

Indem Loest ein Stück aus dem Leben dieses Mannes nachzeichnet - sein vermeintliches berufliches und politisches Versagen, das die Auflösung seiner Ehe nach sich zieht -, kann er die DDR-Gesellschaft zeigen, wie sie weithin war: spießig und muffig, leistungsorientiert und unsolidarisch, autoritär und selbstgerecht. (Emmerich, W. 304)

Nun enthält auch Dein Buch keine Enthüllungen irgendwelcher Geheimnisse, das ist auch nicht der frappierende Zug daran, sondern die Intensität, mit der die Misere dargestellt ist, und - natürlich - daß sie überhaupt dargestellt ist. Ein erstaunliches Buch! Es ist wahrscheinlich das erste, das keinen faulen Kompromiß eingeht und seine kritischen Intentionen am Ende ins Harmonische abbiegt. (ZS 104)

Wer die DDR ‚mitgemacht‘ hat und nur S. 1-30 des Romans *Es geht seinen Gang* von Erich Loest (1977) heute erneut liest, dem kommt alles wieder hoch, was man das Lebensklima der Honeckerära nennen mag. Wer damals in Dortmund oder Stuttgart lebte, versteht knapp die Hälfte, aber immer noch mehr als aus jeder wissenschaftlichen Untersuchung oder gar aus Schriften und Akten aus dem Rückblick heute. Mit jenem Buch können wir uns im vereinten Deutschland unsere Prägungen aus der Trennungszeit erklärbar machen. (Schorlemmer, F. 103)

Mehr als drei Monate nachdem der Roman erschien, wurde eine eindeutig negative Kritik in der Zeitschrift des Kulturbundes gedruckt. Werner Neubert meinte, dass Loest am Wesen der Beziehungen von Individuum und

Gesellschaft im Sozialismus völlig vorbeiginge. In diesem ‚offiziellen‘ Verriss heißt es u.a.:

Wenn Loests zentrale literarische Figur sich den Luxus solcher durchweg für den Sozialismus unproduktiver, zuweilen fast neurasthenischer Übersensibilität leisten kann, dann wirklich nur, weil Millionen keineswegs weniger Empfindsamer, aber fest Entschlossener im Lande Deutsche Demokratische Republik seit dem 8.Mai 1945 Tag für Tag und Stunde für Stunde das getan haben und tun, was revolutionäre sozialistische Tat, Pflicht und Verantwortung heißt! (zitiert nach: ZS 118)

Zu DDR-Zeiten meint Bernt-Lutz Lange, dass „jedes kritische Buch, das in der DDR erschien, ein Stück Hoffnung [war].“ (Lange 81) Um diese Aussage zu verstehen, denke man beispielsweise an das schon erwähnte Druckgenehmigungsverfahren und an die unfreie Presse. Wenn solch ein Buch einmal genehmigt worden war, hieß dies auf günstigere Bedingungen für den Meinungs austausch hoffen. Für ihn - und höchstwahrscheinlich für recht viele DDR-Bürger - war eben *Es geht seinen Gang* nicht nur ein Roman im üblichen Sinne des Wortes, sondern auch ein Hoffnungsträger.

Loests autobiographische Aufzeichnungen in *Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf* (1981), konnte nicht dem DDR-Publikum gleichermaßen Hoffnung und Mut geben, da das Buch nur in der BRD herauskam. Als Verstehenshintergrund von Loests Werk ist das Buch jedoch fast unentbehrlich, und über dessen Inhalt und literarische Qualität urteilt Wolfgang Emmerich u.a.:

Es ist zunächst einmal eines der farbigsten, informativsten Bücher, das es überhaupt über die frühe DDR gibt - Ersatz für ganze Regale dickleibiger Geschichtsbücher. Aber es ist auch eine wichtige literarische Autobiographie, die das Genre der bloßen Memoiren hinter sich läßt. (Emmerich, W. 332f.)

Der Leser erfährt aus Loests Sicht, wie das Leben in der SBZ¹² war. Von der Stunde Null - dem neuen Anfang an - soll es aufwärts und vorwärts gehen. Die sozialistische Ideologie fasst Fuß unter den Intellektuellen, die ihren Aufbaubeitrag als Schriftsteller, Philosophen, Journalisten und Künstler

¹² Die sowjetische Besatzungszone.

leisten. Aber selbständiges Denken wird zu deren großer Enttäuschung nicht gefragt, sondern Anpassung, das Mitmarschieren, das Sich-in-die-Reihe-Einfügen, die unbedingte Treue zur Führung der SED. Für diejenigen, die demokratisch orientiert waren, und nach Krustshows Machantritt in der SU auf eine Lockerung in der DDR hofften und sich dafür einsetzten, wurde dieses Engagement zum Verhängnis.

In *Völkerschlachtdenkmal* (1984) entfaltet Loest ein breites Leipzig-Panorama. Wie die Stadt und ihre Bevölkerung von der ungefähr 175jährigen jüngsten deutschen und europäischen Geschichte geprägt worden sind, wird durch den Ich-Erzähler, den Sprengmeister Carl Friedrich Fürchtegott Wojciech Felix Alfred Linden den Lesern übermittelt. Er wurde 1913 geboren, das Einweihungsjahr des Völkerschlachtdenkmal. Durch eine fiktive Ahnenreihe wird die Geschichte der kleinen Leute über viele historische Stationen erzählt: Die Völkerschlacht, die Einweihung des Denkmals, der erste und der zweite Weltkrieg, und das Leben in zwei Diktaturen. Loest schafft in diesem Roman, Geschichte so zu schreiben, dass sie „zu leben beginnt und begreiflich wird.“ (Emmerich, W. 324)

Ein Thema, mit dem sich Loest sowohl in diesem Roman als auch im *Zorn des Schafes* und *Nikolaikirche* beschäftigt, ist die Sprengung der Paulinerkirche oder die Universitätskirche. Er lässt den Vater des Erzählers die Kirche davor retten, eine Brandruine zu werden, als Leipzig im Dezember 1943 bombardiert wird. Dadurch kommt er ums Leben. Später im 12. Kapitel, wird über die Sprengung der Kirche berichtet. Wut und Trauer prägen den Erzähler: „Ein schreckliches Jahr, ein fürchterlicher Wonnemonat Mai. Das Jahr, der Mai 1968.“ (*Völkerschlachtdenkmal* 236) Hier wird wahrscheinlich auch auf den Einmarsch der sozialistischen Truppen in die Tschechoslowakei angespielt, ein Ereignis, das die Unfreiheit und die Unterdrückung hinter dem eisernen Vorhang noch deutlicher als zuvor hervortreten ließ. In diesem politischen Klima hatten die „Leipziger sogenannten Stadtväter die Beseitigung der Universität und der dazugehörigen Kirche beschlossen.“ (*Völkerschlachtdenkmal* 236) Loest lobt nur eine Person, den Pfarrer

Rausch, der gegen die Abrisspläne sprach und votierte. Dieser Pfarrer war, so der Erzähler, „unser letzter Held.“ (*Völkerschlachtdenkmal* 238)

Einige zeitgenössische Pressekommentare seien für den positiven Empfang des Romans in der BRD stellvertretend zitiert:

Erich Loest hat sein bestes Buch in dem Moment geschrieben, als er sich entschloß (und dies öffentlich mitteilte), nicht mehr in die ‚DDR‘ zurückzukehren. [...] Dieser Poet wird drüben fehlen. [...] ein solcher Autor ist nicht zu ersetzen. (ZS 272)¹³

Manfred Jäger meinte, dass Loest einen Roman vorgelegt habe, der „listig ausgedacht, kunstvoll aufgebaut und witzig formuliert [sei].“ (ZS 273) Noch heute zählt unter Literaturkritikern *Völkerschlachtdenkmal* zu den gelungensten Büchern Loests. Anlässlich des Romans *Nikolaikirche* wurde in einer Rezension behauptet: „Mit seinem Roman *Völkerschlachtdenkmal* hat sich Erich Loest bereits vor Jahren als brillanter Leipzig-Chronist ausgewiesen[...].“ (Thiemann, A.)

1990 erschien *Der Zorn des Schafes. Aus meinem Tagewerk*. In diesem autobiographischen Buch erzählt Erich Loest von seinem Leben, hauptsächlich von den Jahren nach seiner Entlassung aus Bautzen und bis zur ersten Hälfte des Jahres 1990. Aus den vielen Stasi-Akten, die das Buch enthält, kann der Leser selbst nachvollziehen, wie man Loest überwacht, abgehört und seine schriftstellerische Laufbahn erschwert hat. Das Buch bietet auch einen interessanten Einblick in den westlichen Schriftstellerverband Mitte der 80er Jahre, wo es für einen Schriftsteller aus der DDR eher schwierig war, Fuß zu fassen, obwohl er seine Freunde hatte, wie zum Beispiel Günter Grass. Er gehört immer noch zu Loests Freundeskreis, und hat schon relativ kurz nach der Wende seinen Leipziger Kollegen dazu aufgefordert, *Nikolaikirche* zu schreiben. (vgl. 5.6.3)

¹³ Loest zitiert Dieter Borkowski, aus einem Artikel in der *Berliner Morgenpost*.

3 ZEITGESCHICHTLICHER HINTERGRUND

Die letzten Jahre der DDR bilden den zeitgeschichtlichen Hintergrund des Romans. Deshalb finde ich es angebracht, kurz einige relevante gesellschaftliche Entwicklungstendenzen zu skizzieren, die für die Interpretation nützlich sein dürften. Der Autor hat schon relativ kurze Zeit nach der Wende angefangen, *Nikolaikirche* zu schreiben, aber es hat mehrere Jahre gedauert, bis der Roman 1995 fertig war. In der Zwischenzeit beteiligte er sich wie die meisten von seinen Schriftstellerkollegen an der Auseinandersetzung über die DDR-Vergangenheit. Auf diesen sogenannten Literaturstreit gehe ich in diesem Kapitel nur kurz ein, da eine eingehende Darstellung den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde.

3.1 Allgemeine Betrachtungen

Die Entstehungssituation eines Romans lässt sich in den meisten Fällen auf kein einfaches Ursache-Wirkung-Verhältnis reduzieren. Unter den geschichtlichen Bedingungen, in denen ein Werk entsteht, können sowohl die kulturellen und soziologischen als auch die politischen Verhältnisse der Zeit, in die die Romanhandlung verlegt ist, gemeint sein. Möglich ist es natürlich auch, diesen Begriff als die Summe aller auf den Autor wirkenden Strömungen der Zeit, in der er den Roman schreibt, zu verstehen. Ich habe die beiden Gesichtspunkte berücksichtigt, weil ich auf der einen Seite davon überzeugt bin, dass man *Nikolaikirche* nur schlecht und oberflächlich verstehen kann, wenn man keine Kenntnisse von der Geschichte der DDR und der Nachkriegsgeschichte Europas als Hintergrund für die Lektüre hat. Andererseits dürfte es selbstverständlich auch nützlich sein, über die kulturellen und politischen Auseinandersetzungen der Nachwendezeit informiert zu sein, da in diesen Jahren immer wieder neue Entdeckungen und Enthüllungen über die DDR bekannt wurden, die Debatten auslösten, von denen wohl keiner, der in der DDR gelebt hatte, unberührt bleiben konnte.

3.2 Die Endphase der DDR

Im Jahre 1985, das Anfangsjahr der Romanchronologie, wurde Michail Gorbatschow zum Generalsekretär der sowjetischen kommunistischen Partei (KPdSU) gewählt, und seine Ideen von einer Reformierung der Sowjetunion, die in den Begriffen ‚Perestroika‘ und ‚Glasnost‘ zusammengefasst wurden, führten bald zu einem Demokratisierungsprozess sowohl in der SU als auch in den anderen Ländern des damaligen Ostblocks. Die Parteiführung einiger Ostblockländer blieb jedoch dem harten stalinistischen Kurs treu, darunter auch die SED, die unter anderem zu verhindern versuchte, dass DDR-Bürger Informationen über das, was in den östlichen Nachbarländern passierte, erhielten. Noch intensiver wurden Initiativen, die sich auf Gorbatschows neue Offenheit beriefen, unterbunden. Als Ungarn, der Vorreiter der Entwicklung hin zu einem westlichen wirtschaftlichen und politischen System, seinen Grenzzaun zu Österreich und damit den Weg in den Westen öffnete, wurde die Enttäuschung und die Ungeduld vieler DDR-Bürger sichtbar. Eine Ausreisewelle erheblichen Ausmaßes fand im Spätsommer und Herbst 1989 statt, was natürlich ein wesentlicher Beitrag zum Untergang des kommunistischen Herrschaftssystems der DDR war. Dass die Kirche, insbesondere die evangelische Kirche der DDR, auch ein erheblicher Faktor im Umwandlungsprozess des Landes war, lässt sich kaum bestreiten. Das räumte sogar die Stasi in internen Dokumenten ein:

Seit Beginn der 80er Jahre anhaltende Sammlungs- und Formierungsbestrebungen solcher Personen, die sich die Aufweichung, Zersetzung und politische Destabilisierung bis hin zur Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse in der DDR zum Ziel setzen, führten zur Bildung entsprechender Gruppierungen und Gruppen. Diese sind fast ausschließlich in Strukturen der evangelischen Kirchen in der DDR eingebunden bzw. können für ihre Aktivitäten die materiellen und technischen Möglichkeiten dieser Kirchen umfassend nutzen. (Kleßmann, C. und Wagner, G. 436f.)¹⁴

Diejenigen, denen es nicht gelingt, in den Westen auszuwandern, suchten oft Schutz und Hilfe bei der Kirche. Die sogenannten Antragsteller gehörten zu den Menschen, die in diesen Jahren die Kirche und ihre Vertreter aufsuchten.

¹⁴ Das Zitat ist einem Stasi-Bericht vom 1. Juni 1989 entnommen.

In der Nikolaikirche gründete Pfarrer Führer einen Gesprächskreis für Ausreisewillige, und er ließ diese zusammen mit Mitgliedern der Basisgruppen¹⁵ die Friedensgebete mit veranstalten, was ein einmaliger Vorgang in der DDR war.

Die Kirche genoss seit dem Grundsatzgespräch am 6.3.1978 zwischen der Staatsführung und der Konferenz der Kirchenleitungen eine gewisse Akzeptanz von der SED, sie wurde „nicht länger als Restbestand der bürgerlichen Gesellschaft angesehen, für die es in der sozialistischen Gesellschaft keine Zukunftsperspektive gebe, sondern als ein zum Sozialismus gehörendes Phänomen.“ (Alsmeier, B. 17) Der Staat wollte auch nicht in innerkirchliche Rechtsverhältnisse eingreifen, was der Kirche eine in der DDR einzigartige Autonomie im Vergleich mit anderen Organisationen verlieh. Zu den Menschen, die innerhalb der Kirche diese Autonomie nutzten und ihr Engagement für den Frieden entwickelten, - und sogar ab und zu in der Öffentlichkeit tätig waren - gesellten sich in den 80er Jahren Leute, die sich in Basisgruppen u.a. für die dritte Welt, den Umweltschutz und die Menschenrechte einsetzten.

Neben dem Staat verfügte allein die Kirche über einen verfassungsmäßig gesicherten Raum, in dem die Themen, mit denen sich die Gruppen vornehmlich beschäftigten, also Frieden, Menschenrechte und Umweltbedrohung, diskutiert und eigene Positionen bezogen werden konnten. So sammelten sich alle diejenigen, die sich außerhalb des staatlichen Rahmens gesellschaftlich engagieren wollten, in informellen Gruppen in der evangelischen Kirche. Die Etablierung der Gruppen innerhalb der evangelischen Kirche hatte also vorwiegend politische und weniger religiöse Gründe. (Alsmeier, B. 25)

Auch in Leipzig war man von dieser Entwicklung betroffen. Seit September 1982 wurden montags Friedensgebete in der Nikolaikirche veranstaltet. Im Laufe der nächsten Jahre kamen immer mehr Menschen und Gruppen hinzu. Alle, ob Christen oder Nichtchristen, waren in der Nikolaikirche willkommen. Das Schild mit der Inschrift ‚Nikolaikirche – offen für alle‘ ließ Pfarrer Christian Führer schon 1985 draußen auf dem Bürgersteig aufstellen. Nach

¹⁵ Das sind die Gruppen, die den kirchlichen Raum für ihr eher politisch geprägtes Engagement benutzten.

dieser Losung richtete sich die Arbeit in der Gemeinde, besonders die jeden Montag um 17 Uhr stattfindenden Friedensgebete. Ohne Schwierigkeiten ging dies natürlich nicht. Führer lenkte aber nicht ein, als die Behörden verlangten, dass er das Schild entfernen sollte, sondern er sorgte dafür, dass das Schild stehen blieb.¹⁶ Nicht nur in offener Konfrontation, sondern auch durch eingeschleuste informelle Mitarbeiter, versuchte die Stasi die erfolgreiche kirchliche Arbeit zu hemmen:

Mit dem auf staatlicher und kirchlicher Seite einsetzenden Wandlungsprozeß im gegenseitigen Verhältnis, der seinen programmatischen Ausdruck in der Formel ‚Kirche im Sozialismus‘ fand, erlangte die Kirche zwar generell wieder einen größeren Spielraum, sie blieb aber bevorzugtes Objekt der Überwachung. Der Grund dafür ist vor allem in der oft unfreiwilligen, vielfach aber von einzelnen Pfarrern auch bewußt geförderten Öffnung der Kirchen für nonkonforme Gruppen besonders von Jugendlichen zu sehen. (Kleßmann, C. und Wagner, G. 412)

Die Risikobereitschaft einiger Teilnehmer war so groß, dass sie nach den Friedensgebeten gezündete Kerzen auf den Nikolaikirchhof trugen, um der Öffentlichkeit zu zeigen, dass es noch Menschen im Lande gab, die sich für gesellschaftliche Veränderungen einsetzten. Diese stillen und gewaltfreien Aktionen waren der Stasi ein Dorn im Auge, aber trotz Zuführungen und Absperrungsmaßnahmen gelang es dem Machtapparat nicht, die Kirchenleute und Gebetsteilnehmer abzuschrecken.

Die Stasi hat sowohl die Kirchen als auch die Gruppen mit Erfolg zu infiltrieren versucht, ohne damit jedoch die friedliche Revolution verhindern zu können. Daß diese am 9. Oktober 1989 in Leipzig ihren Ausgangspunkt in der Nikolai-Kirche nahm, unterstreicht die große gesellschaftliche Bedeutung der einzigen relativ autonomen Großorganisation im Gesellschaftssystem der DDR. (Kleßmann, C. und Wagner, G. 412)

Im Herbst 1989 wuchs die Anzahl der Gottesdienstteilnehmer und Demonstranten über alle Erwartungen hinaus, so dass andere Gotteshäuser in Gebrauch genommen wurden und die Menge sich auf dem Leipziger Ring

¹⁶ Von diesem Konflikt wird in *Nikolaikirche* erzählt, vgl. unten Kap. 5.4.4.

wie ‚Lemminge‘¹⁷ auf ihr Ziel zu bewegte. Es wäre ohne den Einsatz von schwerbewaffneten Truppen unmöglich gewesen, die Demonstranten aufzuhalten und zum Rückzug zu zwingen. Die Teilnehmer der Friedensgebete und der darauffolgenden Straßendemonstrationen wurden eindringlich zur Gewaltlosigkeit ermahnt, und es gelang den Kirchenleuten tatsächlich, alle Aktionen gewaltfrei durchzuführen, obwohl es Provokateure gab, die auf Konfrontation setzten.

Natürlich gab es Kräfte außerhalb der kirchlichen Strukturen, die in ihren jeweiligen Bereichen die geschwächte Position der DDR-Führung als Anlass nutzten, um demokratische Veränderungen voranzutreiben. Dazu gehören die Anstrengungen vieler Schriftsteller, die Zensur zu mildern oder ganz aufzuheben. Auf dem X. Schriftstellerkongress im Jahre 1987 redeten Christoph Hein und Günter de Bruyn gegen die Zensur. Die Aufhebung des Druckgenehmigungsverfahrens folgte mehr als ein Jahr später, ab Februar 1989 war sie wirksam. Anzunehmen ist, dass die DDR-Schriftsteller u.a. durch das 1986 in Kraft tretende Kulturabkommen zwischen der Bundesrepublik und der DDR ermutigt wurde.¹⁸

3.3 Die literarische und politische Auseinandersetzung mit der DDR-Vergangenheit

In einer live übertragenen Pressekonferenz verlas das damalige Mitglied des SED-Politbüros, Günther Schabowski, abends am 9.11.1989 den Beschluss des DDR-Ministerrats, in dem die Maßnahmen der Regierung gegen die Ausreisewelle neu geregelt wurden. Die Meldung wurde schnell verbreitet, sowohl im In- als auch im Ausland, und nur einige Stunden später wurden Schlagbäume geöffnet und Tausende DDR-Bürger stürmten auf West-

¹⁷Dieser Vergleich wird in *Nikolaikirche* (S. 501 und 514) von den Stasileuten benutzt. Auch Wolfgang Platzeck und Helmut Nitzschke haben sich dieses Vergleichs in ihren Rezensionen von *Nikolaikirche* bedient. Der Vergleich ist nicht ganz unproblematisch, da er nicht als absolut positiv zu betrachten ist. Dass die Lemminge nicht aufzuhalten sind, ist positiv, während die blinde Wanderung eher als etwas Negatives betrachtet werden könnte.

¹⁸Vgl. die Zeittafeln im Anhang von Emmerichs *Kleine Literaturgeschichte der DDR*.

Berliner Gebiet (vgl. Harenberg, B. 88). Der totale Zusammenbruch der DDR war nach dieser spektakulären Maueröffnung nur eine Frage der Zeit. An runden Tischen wurde in den folgenden Monaten überall im Lande diskutiert, wie es weiter gehen sollte, während sich auf den Straßen immer noch Massendemonstrationen formierten. Die Losungen hatten sich inzwischen allerdings geändert, von den anfangs sehr aussagestarken Formulierungen ‚Wir sind das Volk‘ und ‚Wir bleiben hier‘ zu den auf die Einheit zielenden Mottos ‚Wir sind ein Volk‘ und ‚Deutschland einig Vaterland‘.

Seit dem 3.10.1990 gibt es keine DDR mehr. Deutschland ist wieder ein Staat, aber die Folgen der Trennung bleiben auf verschiedenen Gebieten immer noch spürbar. Die Öffentlichkeit setzte auf Abrechnung mit den Mitarbeitern der Stasi, und alle, die als ehemalige inoffizielle Mitarbeiter oder Inhaber noch zentralerer Positionen dieses Unterdrückungs- und Überwachungsapparats entlarvt wurden, wurden sofort von ihren jeweiligen Stellen und Ehrenämtern entlassen. Durch Bürgerkomitees wurden die Archive der Geheimpolizei sichergestellt, bis demokratisch verankerte Institutionen die Arbeit anfangen konnten, in der ungeheuer großen Menge von Akten, Duftproben u.Ä. nach Beweismaterial gegen Verdächtige zu suchen.

Ins Kreuzfeuer der Presse geriet auch Christa Wolf, die, wegen weit in der Vergangenheit liegender IM-Tätigkeit, einen großen Teil ihres Rufs als Stimme der Andersdenkenden einbüßen musste. Das geschah allerdings erst 1993, zu einem ziemlich späten Zeitpunkt in dem deutsch-deutschen Literaturstreit, einer Auseinandersetzung, in der sie eine zentrale Person war. Ihr Buch *Was bleibt* (1990) löste eigentlich den Streit aus, und sie wurde von mehreren Literaturkritikern attackiert. (vgl. Emmerich, W. 464 ff.) Sehr kurz zusammengefasst ging es im Literaturstreit vor allem darum, die moralische Integrität der Autoren auf den Prüfstand zu stellen, ausgehend von der Frage, ob der Autor bzw. die Autorin mit dem Staatssicherheitsdienst kollaboriert hatte.

Welche Rolle die Schriftsteller in der Gesellschaft spielen sollten und welche Funktion die Literatur haben sollte, waren auch Themen, mit denen man sich beschäftigte:

Wer wie sie noch nach der Wende der Meinung war, daß »Ärzte, Pfarrer, Schriftsteller« in der DDR hätten ausharren müssen, und damit kundtat, daß sie den Schriftstellerberuf als einen therapeutischen und seelsorgerischen in der alten sozialpädagogischen Tradition der DDR verstand, der mußte in einer spätmodernen Gesellschaft wie der der Bundesrepublik, die die Wertsphäre Kunst tatsächlich weitgehend autonom sein ließ und sie nur noch selten ernst nahm, unter Beschuß geraten. (Emmerich, W. 475f.)

Karl-Rudolf Korte formuliert das Thema der Debatte ein wenig anders, indem er den Literaturstreit als eine Kontroverse um „die Mitschuld und die Beteiligung am real existierenden Sozialismus“ (Korte, K. 94) sieht. Er meint, dass die Schriftsteller „stellvertretend für die Bevölkerung in Deutschland über den Grad der persönlichen Mitschuld an den Verbrechen des SED-Regimes [stritten].“ (Korte, K. 94) Dieser Streit trug vermutlich dazu bei, dass die zwei PEN-Zentren, Ost und West, in den ersten fünf Jahren nach der Wende noch nicht vereinigt werden konnten. Der Schriftstellerverband der DDR löste sich schon Ende 1990 auf, nachdem in einem außerordentlichen Kongress im März 1990 die Urteile gegen W. Janka, G. Just u.a. von 1956 aufgehoben worden waren (vgl. Emmerich, W. 564).

Auch in der politischen und wirtschaftlichen Szene ging es hauptsächlich um die Bewältigung der DDR-Vergangenheit und darum, wie Deutschland so schnell wie möglich ‚normal‘ funktionieren konnte. Dabei kam man auch nicht an den teilweise noch nicht aufgearbeiteten Wunden des zweiten Weltkrieges vorbei. Die Diskussion über die Hauptstadt, Bonn oder Berlin, ist nur ein Beispiel für das, was viele Menschen nach der Wende beschäftigte. Dass die DDR tatsächlich vor dem Konkurs stand, und dass die Umweltzerstörung noch umfangreicher war, als die meisten geahnt hatten, beeinflusste sowohl ‚Ossis‘ als auch ‚Wessis‘. Der Solidaritätsbeitrag, in Wirklichkeit eine vereinigungsbedingte Sondersteuer, sorgte auch dafür, die

Gegensätze zwischen den neuen und den alten Bundesländern und ihren Einwohnern am Leben zu halten.

Die Euphorie, mit der die Deutschen die Wende begrüßten, schwand allmählich. Politiker und Historiker versuchten, die Wende begrifflich darzustellen. Auch die Schriftsteller befassten sich mit dem Thema der ‚Wende‘ nicht viel anders. Hauptsächlich entstanden in der ersten Phase nach dem Fall der Mauer Essays, Autobiographien und Dokumentationen.

Ein Roman, der die Wendeereignisse wiedergibt und erklärt, der dem Leser die historische ‚Wahrheit‘ vermittelt, steht bis heute noch aus.¹⁹ Susanne Ledanff behauptete, dass der ‚Wenderoman‘ eine Wunschvorstellung sei, die in der Literatur umhergeistere. Autoren wie z.B. Heiner Müller und Christoph Hein „haben sich gegen die Zumutungen einer Chronistenrolle zur Wehr gesetzt.“ (Ledanff 1)

Was von einem Roman zu erwarten wäre, für den die Nähe zur Zeitgeschichte ein wesentliches Merkmal ist, dürfte im Falle *Nikolaikirche* eine wichtige Frage sein, und in Kapitel 5.6 wird auf das Problemfeld näher eingegangen. Aber schon im nächsten Kapitel werde ich zu zeigen versuchen, wie unterschiedlich die Erwartungen waren und wie sie mit in die Diskussion über *Nikolaikirche* einbezogen wurden.

¹⁹ Laut Wolfgang Emmerich „lassen sich [für den hartnäckig geforderten großen ‚Wenderoman‘] wenigstens drei – höchst unterschiedliche- Kandidaten nennen.“ (Emmerich 499) Diese Kandidaten sieht er in *Nikolaikirche* (1995), *Helden wie wir* (1995) von Thomas Brussig, und *Unter dem Namen Norma* (1994) von Brigitte Burmeister. Von allen kann man sagen, dass sie eine gewisse zeitliche Distanz zu den Wendeereignissen haben. Die Frage ließe sich auch stellen, ob nicht ein noch größerer Abstand notwendig wäre?

4 REZENSIONEN UND KOMMENTARE ZU *NIKOLAIKIRCHE*

Die öffentlichkeitswirksame Rezeption von *Nikolaikirche* gehört den Faktoren an, die mitbestimmend für den Titel dieser Arbeit sind. In den Rezensionen wurden unterschiedliche Erwartungen zum Wenderoman zum Ausdruck gebracht, aber die Rezensenten offenbarten auch, dass ihre Erfahrungen mit der DDR und ihr Verhältnis zur aktuellen politischen Lage unterschiedlich waren, was in Diagrammen und Textbeispielen gezeigt werden soll. Diese Erfahrungen und Auslegungen, denen ich auch zahlreiche Anstöße und Anregungen verdanke, sollen als Verstehenshintergrund meiner Interpretation dienen.

4.1 Kommentare

Nicht nur Rezensenten haben sich mit *Nikolaikirche* auseinandergesetzt, sondern einige der Autoren der Gratulationsschrift *Es ging seinen Gang. Erich Loest zum 70. Geburtstag* sind vom Roman tief beeindruckt. Der prominenteste unter ihnen ist wohl Kurt Biedenkopf, der, vielen Rezensenten ähnlich, das Buch als einen Versuch sieht, das Ende der DDR zu erklären.

Autoren wie Erich Loest haben es sich zur Aufgabe gesetzt, dieses Ende, das einen Neuanfang für alle Deutschen bedeutet, zu ergründen. [...] In Loests Roman wird ein Ende erzählt. Keineswegs ein Happy-End, wohl aber ein hoffnungsvolles Ende. Das Ende der DDR als Anfang einer neuen, selbstbestimmten Ära im Leben der Ostdeutschen, in der Geschichte ganz Deutschlands. (Biedenkopf, K. 7f.)

Persönlicher und poetischer drückt sich Ilse Spittmann-Rühle aus:

Deine Nikolaikirche fixiert einen Herzschlag der Geschichte, setzt dieser friedlichen Kerzenrevolution, die ohne Beispiel ist in der deutschen Geschichte, einen Denkstein. (Spittmann-Rühle, I. 112)

Sowohl die Rezensionen als auch die oben angeführten Kommentare aus der Gratulationsschrift deuten eine Vielzahl von Rezeptionsmöglichkeiten an,

und bringen demnach in allen Bereichen, die ich analysiert habe, unterschiedliche Auffassungen ans Licht. Die Theorien von Iser und Jauß dürften also hier konkretisiert sein. Der Erwartungshorizont des jeweiligen Lesers, ist nach Jauß aus den Faktoren

- i. Vorverständnis der Gattung
- ii. Form und Thematik zuvor bekannter Werke
- iii. Gegensatz von poetischer und praktischer Sprache (vgl. Arnold und Detering 540)

zusammen setzt. Es liegt auch nahe anzunehmen, dass sogenannte ‚Leerstellen‘ für die breitgefächerte Rezeption eine gewisse Rolle spielen. Iser meint, dass diese vom Leser interpretierten und mit subjektivem Sinninhalt gefüllten Unbestimmtheiten im Text bewusst vom Autor erzeugt werden, und dass sie „Umschaltelement zwischen Text und Leser“ (Arnold und Detering 541) sind. Jeder anspruchsvolle Text setzt eigentlich einen Leser voraus, der dann den Text gewissermaßen mitgestaltet, indem er Sinn konstruiert.

4.2 Rezensionen

4.2.1 Einleitende Betrachtungen

Ich habe mehr als 100 Rezensionen ausgewertet, um Äußerungen zu den folgenden drei Gestaltungsmitteln zu finden: Sprache, Figuren und Erzählweise. Recht viele Rezensenten beschäftigen sich erwartungsgemäß mit dem Verhältnis Fiktion und Wirklichkeit, was das vierte Einzelthema in meiner Analyse der Rezensionen ausmacht. Da sich nicht alle Rezensionen gleich gründlich mit dem Stoff auseinandersetzen, habe ich dazu noch untersucht, ob sie eine Gesamtwertung über den Roman beinhalten.

Die Betrachtung der Rezensionen zeigte Überschneidungen: Vier Rezensionen waren fast identisch, andererseits waren einige entweder sehr unseriös oder sagten nichts zu meinen Fragestellungen. Einige habe ich deshalb nicht weiter untersucht, und die Zahl der Rezensionen, die ich in meine Analyse einbezogen habe, beträgt 96.

Die Medien, in denen die Rezensionen erschienen, sind meistens Zeitungen, aber es gibt auch Zeitschriften und Rundfunkanstalten unter den Herausgebern. Die Mehrzahl der Rezensionen stammt aus Deutschland, aber die Schweiz, Luxemburg und sogar Finnland sind mit interessanten Beiträgen vertreten.

Die Haupttendenz ist überwiegend positiv, aber es gibt auch sehr kritische Stimmen. Ich werde versuchen, diese Tendenz innerhalb jedes Teilgebiets zu veranschaulichen, ohne die Unstimmigkeit zu verleugnen. Z.B. behauptet Jürgen P. Wallmann, dass *Nikolaikirche* „kein Schlüsselroman geworden ist“ (Wallmann, Jürgen P.), während Werner Schulze-Reimpell meint: „Gelegentlich ist das Buch ein Schlüsselroman.“ (Schulze-Reimpell, W.) Auf ähnliche Widersprüche werde ich in den jeweiligen Kapiteln zurückkommen.

Die Einschätzungen in den Rezensionen habe ich grob in die drei Kategorien positiv, negativ und neutral sortiert. Ob eine positive oder negative Haltung zu einem von den vier Themenbereichen in einer Rezension vorherrscht, ergibt sich von selbst ohne größere Interpretations-Schwierigkeiten. Mit der Einstufung als neutral verhält es sich allerdings anders. Meiner Meinung nach kann man mindestens auf zwei unterschiedliche Weisen eine neutrale Position einnehmen: Entweder stellt man eine Tatsache fest, beispielsweise wie diese Aussage über das Verhältnis zu der historischen Wahrheit im Roman: „Seit 1990 an hat er recherchiert und mit vielen Beteiligten gesprochen“ (Anon.: "Erich Loest. Nikolaikirche". In: *EWf, Fachzeitschrift für den Ost-West-Handel*, Nr. 4, 1995), oder man findet sowohl positive als auch negative Elemente, wofür das folgende Zitat als Beispiel dienen kann:

Vor allem in diesen Bereichen [Gefängnis und Verhöre] gewinnen seine Personen und ihre Gedanken und Dialoge Plastizität und Glaubwürdigkeit [...] obwohl die psychologische Durchdringung der Personen nicht unbedingt zu den Stärken des Romans zählt.
(Geppert, L.)

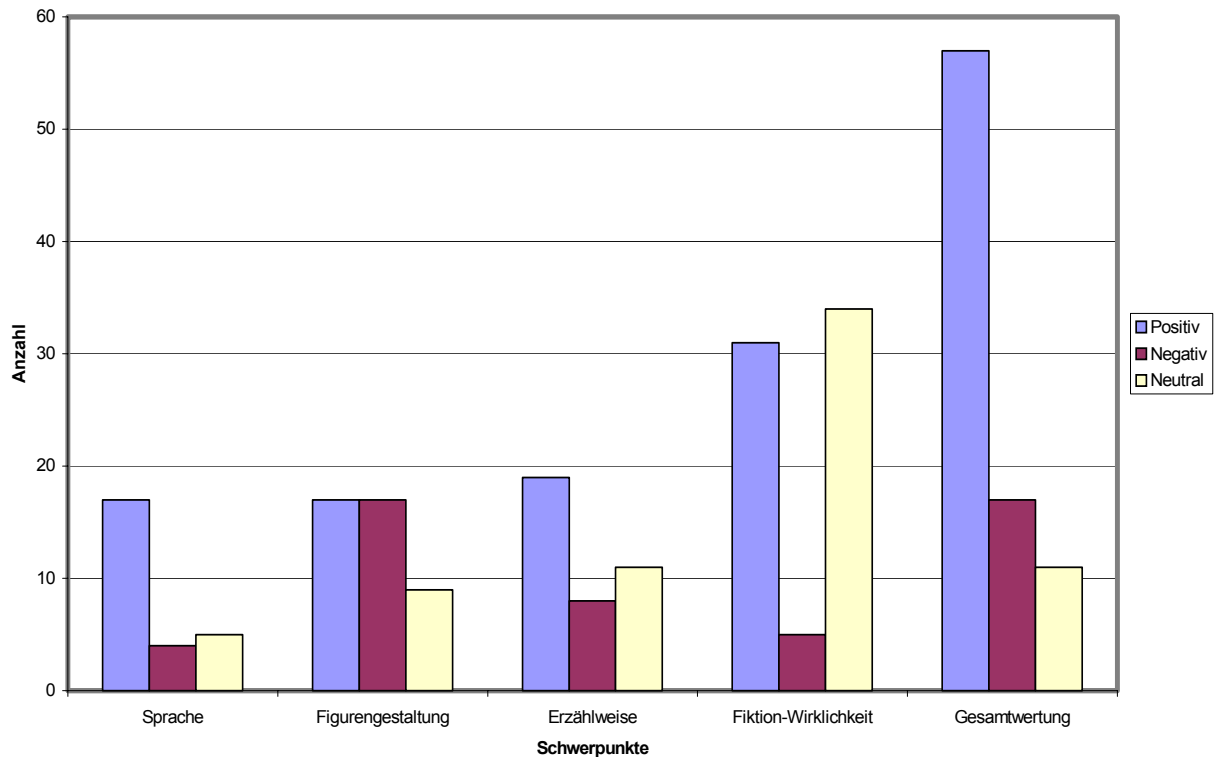
In diesen beiden und in ähnlichen Fällen habe ich die Einstufung neutral gewählt.

Die Tabelle unten zeigt in wie vielen Rezensionen die unterschiedlichen Schwerpunkte erwähnt und beurteilt worden sind. Von den vier Einzelementen tritt die Auswertung vom Verhältnis zwischen Fiktion und Wirklichkeit am häufigsten auf, was in Anbetracht der Thematik des Werks nicht überraschen dürfte. Von einem solchen Roman erwartet der Leser vermutlich, dass er Einblicke in das, was wirklich geschehen ist, erhält, obwohl das Buch mit der Gattungsbezeichnung Roman versehen ist.

Schwerpunkte	Frequenz	Prozentanteil
Sprache	26	27
Figurengestaltung	43	45
Erzählweise	38	40
Fiktion-Wirklichkeit	70	73
Gesamtwertung	85	89

Die Tabelle zeigt deutlich, dass sich die Rezensenten bemüht haben, eine Art Gesamtwertung zu formulieren, obwohl sie sich nicht gleich deutlich zu den einzelnen Schwerpunkten artikuliert haben.

Die Meinungen der Rezensenten zu den jeweiligen Schwerpunkten gehen aus dem folgenden Diagramm hervor:



4.2.2 Sprache

Da die Sprache die Voraussetzung von Literatur ist, und ein Roman nicht nur Erzählkunst, sondern auch Sprachkunst sein soll, mag erstaunen, dass viele Kritiker keine Meinung zu diesem Thema äußern. Die positiven Wertungen begründen natürlich ihre Stellungnahme unterschiedlich, aber in vielen Rezensionen wird Loests Fähigkeit hervorgehoben, die genuine DDR-Sprache wiederzugeben. Stellvertretend für diese Rezensenten kann Aribert Rothe sein, der meint, dass „jedes dritte Wort eine Anspielung mit doppeltem Boden für gelernte DDR-Bürger(innen)“ (Rothe, A.) sei. Es handelt sich also um die Kommunikation zwischen den Zeilen, die zu DDR-Zeiten unter den Schriftstellern der Normalfall war, die für einen Ausländer, der die Lebensbedingungen einer Diktatur nie am eigenen Körper erfahren hat, schwer zugänglich ist.

Eine eher neutrale Wertung der Sprache im Roman drückt Cornelia Geißler aus: „Loest schreibt eine schlichte, aber keine seichte Sprache.“ (Geißler, C.) Ihr Kollege Thorsten Hinz führt dagegen die „holprige Sprache“ als einen der

Gründe auf, weshalb *Nikolaikirche* ein „miserables literarisches Werk“ (Hinz, T.) sei. Auf welche Weise man die Sprache charakterisieren mag, - dass sie stilistisch gesehen ohne Schnörkel, eher knapp und nüchtern ist, darüber scheinen die meisten Rezensenten einer Meinung zu sein. Als neutral kann man das folgendermaßen zusammenfassen: „In knapper Sprache spiegelt Erich Loest DDR-Geschichte am Schicksal einer Leipziger Familie wider.“ (uju.)

4.2.3 Figurengestaltung

Hinsichtlich der Figurengestaltung gibt es kein einstimmiges Urteil der Kritiker. In meiner Auswahl gibt es ebenso viele negative wie positive Stimmen dazu.

Bemäkelt wurde, dass die Figuren unnatürlich wirkten, sie seien Schemen ohne vielseitige Eigenschaften und stellten keine realistischen Gestalten dar. Ein Rezensent kommt z.B. zu diesem Schluss: „Allerdings bleiben die Charaktere blaß.“ (twi) Ausführlicher wird das von Siegfried Kienzle begründet: „Die Figuren haben wenig Eigenleben, sondern werden vom Autor arrangiert als Illustrationsobjekte für Zeitgeschichte.“ (Kienzle, S.) Der Bürgerrechtler Konrad Weiß hat – wohl bedingt durch seine persönlichen Erfahrungen – diese Kritik noch verschärft:

Loest hat seinem Stasimann Bacher mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als er verdient. Er hat ihn genau, sensibel, fast liebevoll gezeichnet. Daneben verblassen die anderen Figuren des Romans; das ist die Schwäche des Buches. [...] Alle Figuren, die wirklich zur Nikolaikirche gehören [...] läßt Loest seltsam verschwommen und blaß. (Weiß, K.)

Andere Rezensenten sind jedoch der Meinung, dass die Personenschilderungen glaubhaft sind, indem Loest sowohl der Stasi als den Oppositionellen nicht nur böse, beziehungsweise gute Eigenschaften, zugeordnet hat. Sein Kernpersonal sei „gelegentlich etwas holzschnittartig und flächig gezeichnet“, aber die anderen Figuren, die um dieses ‚Kernpersonal‘ gesammelt werden, seien „keine Helden, aber auch keine

Bösewichter, sondern eher schon Lessingsche ‚vermischte Charaktere‘.“
(Ignée, W.)

Dass die Charaktere ‚vermischt‘ seien, erschwere dem Leser, Schurken und Helden zu sortieren, was natürlich positiv bewertet wird. Da die Romanhandlung überwiegend in den letzten Jahren der DDR spielt, liegt es nahe zu fragen, ob die Romanfiguren die damalige typische Stimmungslage widerspiegeln. Einige Rezensenten haben auf diese Frage eine eindeutig positive Antwort gegeben. Martin Ebel meint z.B., dass Loest die Stimmungen und Gefühlslagen, die Sprache und die Verhaltensweisen der Menschen vor der Wende kenne, und dass er sie genau getroffen habe (vgl. Ebel, M.). Überhaupt soll es Loest gelungen sein, deutsche Mentalität in der DDR zu beschreiben:

Im Sezieren deutscher Untertanmentalität liegt eine der Stärken des Romans. [...] In breitgefächerter Personnage werden Vor- und Umfeld sondiert, Ängste und Lebenslügen aufgebrochen, entfaltet der Autor ein DDR-Sittengemälde, in dem neben viel funktionierendem Grau die leuchtenden Farben vor allem von Frauen ausgehen. (Klier, F.)

Zum Thema Figurengestaltung driften die Meinungen der Rezensenten am deutlichsten und weitesten auseinander. Sie stimmen bei der Bewertung von Erzählweise und dem Verhältnis von Fiktion und Wirklichkeit eher überein.

4.2.4 Erzählweise

In ungefähr 40% der Rezensionen gibt es Äußerungen über Loests Erzählweise. Die meisten finden, dass sein Ruhm als Erzähler in *Nikolaikirche* bestätigt wird. Günter Pilgrim meint, dass es Loests Stärke sei, Geschichte zu erzählen in Geschichten, die spannend und persönlich seien (vgl. Pilgrim, G.). Widersprüchlicher scheint dagegen die Rezension von Detlev Mücke zu sein, in der dem Roman einerseits kolportagehafte Züge nachgesagt werden, und andererseits im fast selben Atemzug der Erzählstil als anspruchsvoll gelobt wird (vgl. Mücke, D.). Gemeinsam mit mehreren anderen Rezensenten findet er, dass Loest das Leben in der DDR dem Leser verdeutlicht hat. Kommentiert wird auch in vielen Beiträgen, dass Loest kein

Avantgardist ist, sondern dass er sich des guten, alten allwissenden Erzählerstandpunkts bedient, der „Identifikation mit jeder Figur [ermöglicht] und Schwarzweißmalerei [verhindert].“ (Steckel, M.)

Allerdings stößt Loests Erzählweise auch auf Ablehnung: Dem ehemaligen Journalisten wird vorgeworfen, von der Reportage in die Kolportage gestrudelt zu sein. Noch schärfer wird die Kritik, wenn der Roman als „ein postumes Monument des sozialistischen Realismus (wider willen)“ (Dreiocker, B.) bezeichnet wird. Aber von diesem Stil und seinen Anforderungen, im Rahmen der herrschenden stalinistischen Ideologie vorbildliche Helden aufzustellen, hatte sich ja Erich Loest 1995 schon längst verabschiedet.

Realistisch mag der Roman sein, aber das muss nicht schlecht sein, wie z.B. Jürgen P. Wallmann in eher neutraler Formulierung bemerkt:

Für seine Darstellung der Ereignisse zwischen 1985 und 1989 hat Loest eine quasi-dokumentarische, halb-authentische Darstellungsform gewählt. [...] Hier wird mit den überkommenen Mitteln der sogenannten realistischen Literatur eine Geschichte erzählt. (Wallmann, Jürgen P.)

Den Roman findet Horst Domdey so wichtig, dass seine literarische Qualität dem gesellschaftlichen Anspruch unterzuordnen sei:

Mit seinem Roman sichert und deutet Loest historische Erfahrung. Es geht nicht um die Frage, ob hier große Literatur vorliegt. Oft in kräftigem Kolportagestil erzählt, erfüllt der Roman aber einen wichtigen gesellschaftlichen Anspruch. Er analysiert und faßt einen bedeutenden Abschnitt der Geschichte zusammen, macht ihn in seiner Komplexität erkennbar. Loest leistet einen zentralen Beitrag zum Verständnis der jüngsten deutschen Geschichte. (Domdey, H.)

Eine solche Erwartung an Literatur hält Susanne Ledanffs für überholt. In einem Aufsatz über die Suche nach dem Wenderoman lehnt sie eine Einstellung ab, die von der Literatur zeitgeschichtliche Aufklärung erwartet: „Die Form einer literarischen Chronik, [...] ist jedoch ein seltsam antiquierter Auftrag an die Literatur.“ (Ledanff 1)

4.2.5 Fiktion-Wirklichkeit

Der Auftrag der Literatur in einer modernen Gesellschaft muss als eine Dauerdiskussion betrachtet werden, auf die ich in der Zusammenfassung zurückkommen werde. Wenn man Zeitgeschichte literarisch bearbeitet und sie als Roman vorstellt, muss man eigentlich mit einem gewissen Wirbel rechnen, besonders in einem Fall, wo die Ereignisse, um die es sich handelt, in der ganz nahen und leicht zu erinnernden Vergangenheit liegen. Erich Loest hat natürlich keinen direkten Auftrag erhalten, den Roman zu schreiben, aber nicht nur sein Schriftstellerfreund Günter Grass hat ihn dazu aufgefordert, über die Wende zu schreiben, sondern auch der Pfarrer der Nikolaikirche, Christian Führer, hat Loest einen ähnlichen Vorschlag gemacht (vgl. Anon.: „Kein System darf heiliggesprochen werden.“ SZ, 10.10.1995).

Obwohl Loest in authentischen Stasidokumenten und mehr oder weniger privaten Aufzeichnungen über die Nikolaikirche und von ihrem Pfarrer recherchiert hat, wurde sein Projekt kein Geschichtslehrbuch, sondern ein Roman. Das hebt er selbst in einem Interview hervor:

Es ist ein Roman, das darf man nicht übersehen. Ich habe lange recherchiert und einzelne Ereignisse, die getrennt voneinander abliefen, miteinander verwoben. Wir haben es also nicht mit einer Dokumentation zu tun, auch wenn die Handlung sehr eng an die tatsächlichen Gegebenheiten angelegt ist. (Grote, Georg v.)

Der Autor betont also, dass *Nikolaikirche* vor allem ein Roman ist. Die Rezensionen reagieren nicht gleich adäquat darauf, und die Annahme liegt nahe, dass sie dabei eine geläufige Rezeptionsschwierigkeit widerspiegeln. Die überwiegende Mehrzahl der Rezensenten bezieht allerdings eine positive oder neutrale Stellung, während nur sehr wenige finden, dass Loest Fiktion und Wirklichkeit schlecht verbindet.

Diese Verbindung wird von einigen als sehr positiv beurteilt. Loest mache Geschichte greifbar, nachvollziehbar, so der Tenor in einigen Rezensionen. Damit wird der Roman ein zentraler Beitrag zum Verständnis der jüngsten deutschen Geschichte. Näher dazu äußert sich Klaus Pöthig:

Wie alles kam, warum alles so kam, wer an welchen Strippen zog, wer wem ein Bein stellte - Erich Loest leistet hier Erklärungshilfe durch die Handlungen seiner Figuren, aber auch durch die Wiedergabe historischer Abläufe, wie etwa die am 9. Oktober. (Pöthig, K.)

Obwohl Loests Buch kein dokumentarischer Roman ist, wurde in einem in den neuen Bundesländern ausgestrahlten Radiovortrag behauptet, dass man in ihm die echte DDR mit ihren Wahlfälschungen bis zu den Montagsdemonstrationen wiedererkenne (vgl. Anon.: „Erich Loest; Nikolaikirche.“ In: *Antenne Brandenburg*, undatiert). Christa Fenzl greift diesen Faden ganz am Anfang ihrer Rezension auf. Ihrer Meinung nach gebe es kaum einen besseren Einblick in die politischen Ereignisse und die Mechanismen der ehemaligen DDR als den, der uns von Erich Loest in seinem Roman *Nikolaikirche* vorgelegt werde. „Exact werden die politischen Verhältnisse im Schicksal einer Leipziger Familie, der Familie Bacher, widergespiegelt.“ (Fenzl, C.)

Dieser Einblick gewährt auch, mindestens für die Einheimischen, die Möglichkeit, die realen Vorbilder der fiktiven Romanfiguren zu erkennen, und da sogar Personen der Zeitgeschichte in die Handlung eingewoben sind, macht sich der Schriftsteller angreifbar, wie Matthias Biskupek kommentiert (vgl. Biskupek, M.). Andere neutrale Stimmen stellen fest, dass der historische Umbruch in der DDR in einem Roman beschrieben wurde, ohne diese Aussage zu problematisieren - es gab ja schon 1995 mehrere sogenannte Wenderomane, unter welchen Loests berühmterer Kollege Günter Grass mit *Ein weites Feld* für so viel Wirbel und Medienaufmerksamkeit sorgte, dass *Nikolaikirche* in den Schatten des Medieninteresses gestellt wurde, ohne jedoch ganz aus der laufenden Debatte verdrängt zu werden. Es gab nicht nur deutlich positive Aussagen über das Verhältnis zwischen Fiktion und Wirklichkeit, sondern auch neutralere Charakterisierungen, wofür Jürgen P. Wallmanns Wertung stellvertretend herangeführt wird:

Aber daß die Friedensgebete in der Nikolaikirche die Diktatur ganz sanft ins Wanken und dann zum Einsturz gebracht haben - daran besteht für Erich Loest kein Zweifel, und deswegen wollte und mußte

er darüber schreiben: Als Chronist, als Erzähler, als ein Autor, dem es immer auch darum gegangen ist, und geht, etwas mitzuteilen.
(Wallmann, Jürgen P.)

Unter den wenigen negativen Einschätzungen zum Thema Fiktion-Wirklichkeit beziehe ich mich noch einmal auf den Bürgerrechtler Konrad Weiß, der Loests Schilderung unzureichend und sogar falsch findet:

Aber wie das wirklich gewesen ist, dieser lange Weg von der äußeren Freiheit, vom Leiden zum Widerspruch, dann zur Opposition, von den Kirchengruppen zur Bürgerbewegung, das hat Loest nur mit groben Strichen skizziert. [...] Zum groben Strich gehört auch, daß Loest ein Leipzig-Buch geschrieben hat. Dagegen wäre nichts zu sagen, aber so lokalpatriotisch, wie er Geschichte erzählt, stimmt sie ganz einfach nicht. (Weiß, K.)

4.2.6 Gesamtwertung

Trotz der bisher erwähnten Kommentare von Konrad Weiß, die eine tiefe Unzufriedenheit mit dem Roman zeigen, zieht er am Ende seiner Rezension eine erstaunlich positive Bilanz: Er kommt zu dem Schluss, dass der Roman wichtig ist. Seine Begründung dafür ist:

Ein Buch, an dem man sich reiben kann, ein Buch, das Widerspruch provoziert. Das wichtigste aber ist: Es hält den Zorn wach. Den Zorn über die realsozialistische Unmenschlichkeit, über eine Partei, die alle Ideale schändlich verraten hat [...].(Weiß, K.)

In den meisten anderen 56 positiven Gesamtwertungen zählt die zeitgeschichtliche Aufklärung in *Nikolaikirche* zu den wichtigsten Vorzügen des Romans. Diese Rezensenten sehen in *Nikolaikirche* ein Buch, das Aufschluss gibt über das Leben in der DDR und die friedliche Revolution: „Wer wissen will, wie es wirklich zur Wende gekommen ist, - *Nikolaikirche* gibt die bisher klarste Antwort.“ (Platzeck, W.) Eberhard Görner, der am Drehbuch zum Film mitschrieb, meint auch, dass es bedeutende Literatur brauche, um die deutsche Geschichte zu verstehen, und dass Erich Loest zu den großen deutschen Erzählern zähle (vgl. Görner, E.). Detlev Mücke ruft *Nikolaikirche* zum großen Roman der Wende aus, und findet auch, dass er

„ein wirklich spannendes und unterhaltsames Buch [ist]. Das allein wäre schon Anlass zu großem Lob.“ (Mücke, D.)

Viele von den Rezensenten scheinen zu meinen, dass *Nikolaikirche* eine Sonderstellung einnimmt, wenn Wendeliteratur diskutiert wird. Das bringt Michael Braun deutlich zum Ausdruck:

[...] kaum ein literarisches Werk hat bisher die letzten Jahre der DDR so anschaulich und realistisch ins Bild gesetzt. *Nikolaikirche* empfiehlt sich nicht zuletzt - gerade in der Mischung von Wahrheit und Dichtung - nachhaltig als politisches wie literarisches Anschauungsmaterial der sogenannten ‚Wende‘ und ihrer Vorgeschichte. (Braun, M.)

Diese Meinung teilt man auch im Ausland: „Om denna kyrkans och folkets revolt har Leipzig-författaren Erich Loest skrivit den hittills mäktigaste Wenderomanen – *Nikolaikirche*.“ (Lauströer, G.)

Der bisher größte Wenderoman - ein solches, überall gleichlautendes Echo wäre eher sensationell - und *Nikolaikirche* ist von negativen Wertungen bei weitem nicht verschont geblieben. Die vermeintlich schlechte literarische Qualität des Romans wurde sehr direkt und ungeschminkt hervorgehoben. Obwohl eine zuverlässige Chronik der Leipziger Ereignisse sei der Roman ein miserables literarisches Werk (vgl. Hinz, T.). Derselben Meinung ist Heinz Stade, der feststellt, dass *Nikolaikirche* kein literarisches Ereignis sei. Er basiert seine negative Einschätzung auf dem folgenden Urteil: „Wäre *Nikolaikirche* ein fiktives Tagebuch - akzeptiert. Im Falle des gleichnamigen Romans aber wäre weniger wahrscheinlich mehr Literatur geworden.“ (Stade, H.)

Die aufklärerische Leistung des Romans ist nicht nur Anlass, ihn zu loben, einige Rezensenten drehen auf dem Gebiet Zeitgeschichte/Fiktion vielmehr den Spieß um, und greifen *Nikolaikirche* an, weil sie nicht auf alle Fragen eine gleich gute Antwort erhalten. Der im Roman geschilderte Zusammenbruch der DDR wird z.B. folgendermaßen beurteilt: „Ein Bilderbogen um die „Heldenstadt“ Leipzig - kein Gesamtbild, schon gar kein

Modell, das historisch erklären könnte, was da eigentlich passiert ist im Herbst '89.“ (Dirksen, J.)

Hier driften also die Meinungen weit auseinander, aber es gibt auch neutralere Auswertungen, wie z.B. die von Werner Lewerenz, der *Nikolaikirche* der Gattung Chronik zurechnet und den Roman als ein Epos über den Untergang der DDR liest. Im Roman

[...] geht es um die Beschreibung eines Biotops namens DDR. [...]. Trotzdem ist dies kein Schlüsselroman. Eher ein bewegender politischer Zeitroman, der Gesicht und Maske gleichzeitig ins Blickfeld bringt. (Lewerenz, W.)

Diesen Überblick über die Rezensionen möchte ich mit der ausgewogenen Konklusion von Klaus-Dieter Sommer beschließen:

Jüngste Geschichte aus noch naher Distanz literarisch umfassend ins Blickfeld zu rücken, dabei keinen Aspekt vernachlässigend, ist ohnehin ein unbilliges Verlangen. Um so mehr ist jenen zu danken, die sich an die Arbeit gemacht haben, das große Thema Deutschlands im letzten Drittel dieses Jahrhunderts im Gespräch zu halten und der Mit- und fernerer Nachwelt literarische Zeugnisse zeitgeschichtlichen Werts zu hinterlassen. (Sommer, K.)

5 ANALYSE

In diesem Kapitel werde ich dieselben Schwerpunkte wie im vorigen Kapitel, Sprache, Figurengestaltung, Erzählweise und das Verhältnis Fiktion-Wirklichkeit in den Vordergrund des Interesses stellen. Jetzt aber wird jedoch der Text selbst der Untersuchungsgegenstand sein, und ich werde auf einzelne Teile relativ detailliert eingehen. Das Ergebnis ist eine überwiegend textimmanente Analyse, die darauf zielt, die hermeneutische Differenz zu überbrücken (vgl. Gutzen et al. 128f.). Im Schlusskapitel werde ich versuchen, die Ergebnisse der Teiluntersuchungen zusammenzutragen. Deshalb verzichte ich auf umfassende Konklusionen nach jeder Umrundung des hermeneutischen Zirkels. Ergänzend möchte ich hier hinzufügen, dass mir die Spirale als Bild des Erkenntnisvorgangs besser gefällt als der Zirkel (vgl. Gutzen et al. 129). Beiden fehlt jedoch, meiner Meinung nach, die Vorstellung davon, wie man sich dem Kern eines Textes annähert. Ich stelle mir vor, dass der Erkenntnisvorgang als ein dauernder Wechsel zwischen Überblick und Detailschau anzusehen ist.

5.1 Kurzfassung des Inhalts

Loest entfaltet ein breitgefächertes Panorama von Personen und Ereignissen. Durch ein umfassendes Beziehungsgeflecht werden sie ganz geschickt miteinander verknüpft. Wie ein Dorfgemälde vom Flamen Pieter Brueghel, in dem sich viele, anscheinend selbständig aber parallel verlaufende Gespräche und Aktivitäten geschildert werden, ist *Nikolaikirche* eine literarische Abbildung der DDR kurz vor der Wende. Im Roman treten Vertreter fast aller Schichten der Gesellschaft auf, und nur durch genaues Lesen werden die Beziehungen und Zusammenhänge, die es zwischen den Personen und den Ereignissen gibt, sichtbar. Am Ende bringt Loest die meisten Gestalten zusammen, als er die Systemgegner auf dem Leipziger Ring demonstrieren und die Stasi und ihre Mitarbeiter den Demonstrationzug beobachten lässt.

Die Geschwister Alexander Bacher und Astrid Protter bilden ein Gegensatzpaar, um das sich die Handlungsstränge des Romans ranken. Ihr Vater, der Polizeigeneral Albert Bacher, ist zu Beginn der Handlung im Jahre 1985 schon seit einem Jahr tot, aber sein Geist wirkt in den beiden nach. Für Alexander bleibt der Vater das große Vorbild, während seine Schwester Astrid sich allmählich von den psychologischen Zwängen befreit, die sich in der Frage „wie hätte dein Vater das gefunden?“ (Loest, Erich: *Nikolaikirche* 18)²⁰ konkretisieren. Durch die Verweigerung ihrer Unterschrift unter eine Planstudie gerät sie in Konflikt mit der Leitung ihrer Arbeitsstelle, und dadurch allmählich mit dem DDR-Gesellschaftssystem überhaupt. Dieser Konflikt führt dazu, dass sie krank geschrieben wird. Nach einem Beinbruch kommt sie in eine Nervenklinik, wo sie Frau Heit trifft. Diese ist psychisch krank geworden, nachdem einer von ihren Zwillingssöhnen von einem sowjetischen Panzer getötet worden ist. Der andere soll seinen Wehrdienst anfangen. Frau Heit nimmt an den Montagsgebeten in der Nikolaikirche teil, zu denen sie auch Astrid einlädt. Nach und nach wird Astrid überzeugter und aktiver in ihrer Opposition gegen die Unterdrückung der Meinungsfreiheit und gegen die Umweltzerstörung. Am Ende teilt sie Flugblätter aus und marschiert im Herbst 1989 mit Tausenden Gleichgesinnten auf den Straßen, um Veränderungen im Land zu erzwingen.

Alexander dagegen macht eigentlich keine Entwicklung durch. Er erscheint schon im Prolog, wo er den Auftrag erhält, eine lückenlose Übersicht über die ‚subversiven Elemente‘ innerhalb der Nikolaikirche herzustellen. Durch seinen blinden Gehorsam und seine unbedingte Treue gegenüber bewährten Traditionen und der Führung der Partei, stellt er ein Abbild der Absurdität des Überwachungsstaates dar: Geruchproben von verdächtigen Personen werden eingeweckt, sogar seine Mutter wird von ihm belauscht, und er bricht seine Verbindung zu einer Frau auf Befehl von oben ab, als es sich erweist, dass sie in einer innerhalb der Kirche gegründeten Umweltgruppe aktiv ist. Als er die protestierenden Massen am 9. Oktober 1989 betrachtet, will er das nur als eine vorläufige Niederlage verstehen. Die Verpflichtung, die von seinem Vater ausgeht, wirkt immer noch nach:

²⁰ Im Folgenden als *NK* zitiert.

Jetzt müßte er dem General die Hand auf die Schulter legen, nichts sagen, was denn auch. So die Verbindung zu seinem Vater herstellen, denn der Kampf war ja nicht beendet, neue Formen mußten gefunden werden. (NK 515)

Die Mutter der beiden, Marianne Bacher, nimmt die Konflikte und die Veränderungen in der Gesellschaft kaum wahr, sondern flüchtet in die Vergangenheit und will z.B. auch nicht die Verbindung zu dem ehemaligen Geliebten Linus Bornowski wieder aufnehmen, als er ihr die Wahrheit über sein Verschwinden in den 50er Jahren erzählt, weil er bisher unbekannte und für sie unsympathische Züge ihres verstorbenen Ehemannes offenbart, wodurch ihre Ehe in ein anderes Licht gerät.

Linus ist eine von den vielen interessanten Nebenfiguren, an denen die Methoden der Stasi veranschaulicht werden. Persönliche und politische Rachemotive sind der Hintergrund seiner Verschleppung aus West-Berlin und der darauffolgenden Inhaftierung in Bautzen. Als er jetzt, mehr als 30 Jahre später, nach Leipzig zurückkehrt, versucht die Stasi - Alexander ist natürlich dabei - falsche und für die innerhalb der Kirche aktiven Oppositionsgruppen belastende Informationen durch ihn im Westen zu verbreiten.

Überhaupt haben die von der Kirche initiierten Aktivitäten und Aktionen einen bedeutenden Stellenwert im Roman. Die Umweltzerstörung, die durch die Gewinnung und den Gebrauch von Braunkohle verursacht wird, findet in Pfarrer Reichenbork und seiner Gemeinde in Königsau starke Gegner. Gemeinsam mit seinem ‚Jünger‘, dem verkrachten Theologiestudenten Martin Vockert, veranstaltet er einen sogenannten Bittspaziergang, bei dem das Anliegen die Bewahrung der Schöpfung ist. Dabei kommt es zu verbalen Auseinandersetzungen mit Soldaten, die diese Protestaktion überwachen und am liebsten verhindern würden. Das Umweltengagement greift auf Gemeinden in Leipzig über, wo die am Herder-Institut angestellte Claudia Engelmann, Alexanders Freundin, Mitglied einer Aktionsgruppe der Michaeliskirche ist. Sie will zusammen mit den anderen Gruppenmitgliedern herausfinden, wo und wann ein Atomkraftwerk gebaut werden soll. Sie fahren

in die Gegend um Leipzig, dokumentieren durch Filmaufnahmen die ursprüngliche Landschaft und geraten schließlich in Verdacht, etwas Illegales gemacht zu haben. Die Polizei wertet ihren Film aus, wobei sie ihn zerstört. Claudia und die anderen werden vor Provokationen gewarnt und losgelassen. Für Claudia ist die Vernehmung unangenehm, weil sie fürchtet, dass Alexander darüber informiert und ihre Notlüge, dass sie ihre Eltern besucht, gleichzeitig verraten werden könnte.

Der Riss, der durch die Familie Bacher geht, ist eigentlich nur eine Widerspiegelung der DDR-Gesellschaft. Auf der einen Seite befinden sich Menschen, die „Gruppen und Grüppchen“ (NK 8) angehören, die mehr oder weniger deutlich gegen das Regime opponieren. Auf der anderen Seite stellen loyale Amtsträger, Stasileute und Informelle Mitarbeiter (IM) des Ministeriums für Staats-Sicherheit (MfS - kurz: die Stasi) systemerhaltende gesellschaftliche Gruppierungen dar.

5.2 Der Aufbau

Unter Aufbau eines Romans verstehe ich in diesem Kapitel vor allem die formale Gestaltung des Werkes. Hierzu zählen u.a. Einteilung in Kapitel, die Zeitstruktur und andere fallbezogene Merkmale. In *Nikolaikirche* finde ich den Prolog in seiner Bedeutung auffallend, und ebenfalls ist die Rolle des verstorbenen Albert Bacher interessant zu beleuchten. Da dieser Roman ohne wirkliche Ereignisse und Personen kaum vorstellbar wäre, ist die Mischung aus Erfundenem und Authentischem als eine besonders wichtige ‚Bausubstanz‘ anzusehen, und ich gehe deshalb in diesem Kapitel auf diesen Teil der Tektonik sowie auf die anderen oben genannten Themen näher ein²¹.

²¹ Eine Ausnahme ist das Thema ‚Zeitstruktur‘, da ich darüber in verschiedenen Kapiteln zu sprechen komme.

5.2.1 Gliederung

Nikolaikirche ist in 13 Kapitel gegliedert, die jeweils einen Titel haben, der ein zentrales Thema oder Ereignis benennt. Ein Prolog ist den Kapiteln vorangestellt. Sowohl der Prolog als auch die nummerierten Abschnitte der Kapitel sind mit einer relativ genauen Zeitangabe versehen. Der Prolog fängt im März 1985 an, und mit Monats- und Jahreszahlangaben wird die Chronologie angegeben bis zum letzten Kapitel, das von der entscheidenden Montagsdemonstration am 9. Oktober 1989 handelt. Nur der erste Abschnitt dieses Kapitels hat diese Angabe erhalten, die letzten sind nur nummeriert, da sich das ganze Schlusskapitel auf diesen Tag konzentriert.

5.2.2 Die Expositionsfunktion des Prologs

Im Prolog stellt der Autor den Hauptkonflikt zwischen der Stasi und der Kirche vor. Die Stasi will die innerhalb der Kirche keimende Opposition unterbinden. Alexander Bacher erhält den Auftrag, „über alle wichtigen Personen im Sektor der ideologischen Diversion einen lückenlosen Überblick zu gewinnen“ (NK 8). Vor allem die beiden Leipziger Gemeinden in der Nikolaikirche und der Michaeliskirche bilden Schwerpunkte in der Auseinandersetzung zwischen den beiden Institutionen, aber auch über das Dorf Königsau und ihren todkranken Pfarrer besorgt sich der Hauptmann Bacher Material. Daneben werden „Gruppen und Grüppchen, die neuerdings aus dem Boden schössen“ (NK 8) erwähnt. Das weist darauf hin, dass die Kirche nicht ganz allein gegen die Stasi steht, obwohl sehr viele von den Gruppierungen durch ihre Aktivitäten auf irgendeine Weise mit der Kirche verknüpft sind.

Am Ende seiner Aufzählung der ‚negativ-feindlichen‘ Personen und Gruppen wird ziemlich unauffällig auf einen Architekten verwiesen, der angeblich die Geschichte Leipziger Kirchen erforscht, aber „versteckt werde gegen die Sprengung der Unikirche gehetzt“ (NK 8). Dieser Architekt, dessen Namen wir erst später erfahren, ist eine sehr interessante Nebenfigur, auf die ich

später kurz zurückkommen werde.²² Mit der Sprengung der Unikirche hat sich Loest schon früher beschäftigt²³, aber in *Nikolaikirche* wird vor allem Gewicht darauf gelegt, wie diese „Barbarei“ (ZS 375) zum Anlass für den Widerstand wurde und ihn jahrelang mit aufgestautem Zorn nährte.

Als Alexander Bacher nach der Sitzung die Nikolaikirche und die umgebenden Gebäude besichtigt, sieht er das Bronzerelief von Marx am Universitätsbau. Es hängt dort, wo die Stirnwand der Unikirche stand, und Bacher registriert, dass Tauben die Relieffigur beschissen haben. Er liefert durch seine Betrachtung eine unbewusst ironische Darstellung des Sozialismus, da von der Doppelbedeutung des Worts ‚beschissen‘ in diesem Zusammenhang der übertragene Sinn dem Leser am plausibelsten ist. Ironie wird auch weiter im Roman als Gestaltungsmittel eingesetzt, und die Vogelsymbolik begegnet uns mehrmals.

5.2.3 Die besondere Rolle des Albert Bacher

Die im ganzen Roman immer wiederkehrende, leicht variierte Leitmotivik, die Anspielung auf den verstorbenen Vater und General Bacher, kommt ganz zum Schluss im Prolog in den Worten: „Wenn das Vater noch erlebt hätte!“ (NK 11) zum Ausdruck. Der Geist des Vaters wirkt unterschiedlich im Romanpersonal nach, je nachdem, wo sich die Personen zwischen den Gegenpolen Stasi und Kirche befinden. Die Erinnerung an ihn dient dementsprechend entweder als Motivation oder als „Hammer“ (NK 324). Da er so oft und nachdrücklich andere Romanfiguren beeinflusst, muss Albert Bacher auch zum Kernpersonal des Romans gerechnet werden. Dies wird auch durch die zentrale Position bestätigt und verstärkt, die seine Figur in den scheinbar zufällig eingeschobenen Rückblenden einnimmt, die eine Besonderheit des formalen Aufbaus darstellen. Neun Abschnitte, die alle ‚Damals‘ heißen, sind mit römischen Ziffern und Jahreszahlen gekennzeichnet. In fünf von diesen aufklärenden Abschnitten, die eine Periode von 1932 bis 1984 sprunghaft abdecken, sind wichtige Stationen in

²² Vgl. 5.4.1 und 5.4.2.

²³ Vgl. *Völkerschlachtdenkmal* Kap. 12, ZS Kap. 12, und Kap. 2.2.2 dieser Arbeit.

Albert Bachers Lebenslauf eingehend geschildert. Da er immer Stalin und dem Kommunismus treu blieb und als ein Vertreter der Gründungsväter angesehen werden kann, klären diese Rückblenden u.a. den Leser über die ideologische und historische Grundlage der DDR auf.

5.2.4 Die Mischung aus Authentischem und Erfundenem

Im Roman spielen reale Personen eine gewisse Rolle, und historische Geschehnisse dienen als Kulisse für die Fiktion. Übereinstimmend mit der Intention²⁴ kommt das Authentische zum Ausdruck. Ab und zu werden z.B. authentische Aussagen und Losungen mehr oder weniger direkt wiedergegeben. Am deutlichsten und vielleicht auch am beeindruckendsten ist die Einbezugnahme von historischen Quellen im letzten Kapitel, wo der Stasibericht nur leicht verändert als Schilderung der großen Demonstration verwendet wird. Hier nehme ich nur dieses Beispiel mit, um zu zeigen, dass die Einbezugnahme realen Stoffs zu den Kennzeichen des formalen Aufbaus gehört. Auf das Verhältnis zwischen Fiktion und Wirklichkeit werde ich im Kapitel 5.6 näher eingehen.

5.3 Der Stil

Stil ist ein sehr umfassender Begriff, da er mehr oder weniger verwandte sprachliche Gestaltungsmittel mit einbeziehen kann. Im Folgenden steht die sprachliche Gestaltung des Romans im Mittelpunkt, und es sollen eventuelle Unterschiede im Sprachgebrauch der Figuren oder der Figurengruppen aufgezeigt werden, um herauszufinden, wie diese mit Hilfe der Sprache charakterisiert werden, und wie die Sprache den verschiedenen Erzählfunktionen angepasst ist. Zudem wird die Funktion und die Deutung der Leitmotivik und der Symbole beschrieben, denen große Bedeutung innerhalb des Romans zukommt.

²⁴ Vgl. 5.6.3

5.3.1 Die Sprache

In *Nikolaikirche* betreibt Loest keine Sprachkunst im üblichen Sinne des Wortes, das war wohl auch nie seine Intention. Unter den Rezensenten sind die Bewertungen der Sprache im Roman sehr unterschiedlich, teilweise gegensätzlich. Holperig sei die Sprache, der Text sei über weite Strecken flüssig und spannend, prägnante Dialoge bringen Tempo in die Handlung, die realistische Sprache ohne ästhetische Verfeinerungen sei der Sache angemessen, - das sind einige der Meinungen über die sprachliche Qualität des Romans. Sie dürften alle recht haben, vorausgesetzt dass sie nur Textstellen beurteilen, die den jeweiligen Interessen der Kritiker entsprechen.

5.3.2 Wortschatz

Ein auffallendes Merkmal, sowohl was den Wortschatz als auch die Satzstruktur betrifft, ist die Dominanz der Alltagssprache. Schon auf der ersten Seite des ersten Kapitels sagt Astrid, dass sie nicht „an einer Maitribüne vorbeihüpfen [kann], als wäre alles in Butter.“ (NK 13) Beim ersten Telefonat zwischen Linus und Marianne sagt Linus: „Gerade meldet ADN, daß Albert 'ne Straße gekriegt hat.“ (NK 44) Auch Alexander Bacher bedient sich umgangssprachlicher Wörter und Wendungen, besonders gedanklich, wie z.B. seine Überlegungen anlässlich Major Tinnows Vorschlag, das MfS solle Astrid einstellen: „Bloß nicht, daß ich Astrid in irgendwas reintricke! [...] Wir koppeln sie mit dem zusammen, der die Kämpfe vögeln wollte, [...]“ (NK 289). Auch die gesprochene Sprache der Kirchenleute gehört nicht immer der höchsten Stilebene an. Martin Vockert, der verkrachte Theologiestudent, nennt die besetzte Wohnung Bude (vgl. NK 369), und er will nicht „völlig bekloppt“ (NK 369) sein, wenn er mit dem Studium weitermache. Er zeigt auch, dass er den offiziellen, oft die Tatsachen verhüllenden Sprachgebrauch kennt und mit ihm ironisch umgehen kann, als er von seiner Haftzeit erzählt. Dann habe er rein dezibelmäßig die Akustik in seiner Zelle gesundheitsminimierend gefunden (vgl. NK 406).

Diese Beispiele dürften genügen, um zu zeigen, dass der Wortschatz dem sozialen Milieu der Protagonisten entspricht. Die Figuren im Roman sind meistens ‚normale‘ Leute wie Studenten, Arbeiter, Bauern und Funktionäre, und die direkte und indirekte Rede spiegelt ihre Alltagssprache wider. Dem Leser wird so deutlich gemacht, dass die friedliche Revolution von ganz gewöhnlichen Menschen getragen und vorangetrieben wurde. Die Umgangssprache erfüllt eine wichtige Funktion innerhalb des Textganzen, was laut Jürgen H. Petersen ausschlaggebend für den künstlerischen Rang des Textes sei (vgl. Gutzen et al. 88): „Im Bereich der Sprachkunst hat die Höhe des Stils keinen eigenen Wert. Ändern sich die Aussageabsichten, so ändert sich auch der Stil.“ (Gutzen et al. 88)

5.3.3 Figurensprache

Ob sich der Stil mit den Aussageabsichten ändert, lässt sich in einem Vergleich von ausgewählten Textpassagen herausfinden. Deshalb wird im Folgenden der Sprachgebrauch von wichtigen Gruppierungen im Roman untersucht.

Die Stasi zeichnet sich durch herabsetzende Wendungen oder durch den Gebrauch von verhüllenden und beschönigenden Wörtern und Wendungen aus. Schon im Prolog tauchen solche Bezeichnungen auf. Hier seien ‚Identifizierungs-Maßnahmen‘ und ‚negativ-feindlichen Personen‘ erwähnt als Beispiele des offiziellen internen Begriffsapparats der Stasi. Überhaupt fällt auf, dass die Sprache der Stasi darauf eingerichtet ist, die Gedanken und die Meinungsbildung der Stasimitarbeiter zu lenken und zu kontrollieren. Es gibt Standardformulierungen und Wendungen, die an religiöse Bekenntnisformeln und Rituale erinnern. Alexander Bacher hat irgendwie eine Ahnung von der zunehmenden Absurdität dieser Wendungen, indem er einräumt, dass die Stasisitzungen nach „sturem Plan und auf ein paar Standardformulierungen beschränkt [abliefern]: Der Klassenkampf verschärft sich, wir oder sie.“ (NK 333) Der General erweist sich als ein felsenfester Ideologe. „Lieber hundertmal mit der Partei irren, als sich einmal gegen sie stellen“ (NK 352) ist die Linie, nach der er sich richtet, als er überlegt, ob er gegen die Pfarrer

in Leipzig zuschlagen soll, ohne einen Befehl von einer höheren Stelle abzuwarten. Am 9. Oktober brüllt er „*ein Feind muß bleiben*“(NK 496), was sehr deutlich eine wichtige Funktion der internen Stasisprache zum Ausdruck bringt: ein Feindbild zu schaffen und zu erhalten.

Im Gegensatz zu den Mitgliedern der Stasi reden die Friedensgebetsteilnehmer und andere Oppositionelle sehr direkt über das, was sie momentan engagiert. In der Nikolaikirche wird die Raketenstationierung beim Namen genannt, und für den Schutz der Umwelt wird gebetet (vgl. NK 187). Das passiert auch in Königsau, - Pfarrer Reichenbork räumt Mitschuld ein, wenn die Gemeindemitglieder nicht ihre Stimmen gegen „das Verderben eines Tals nahebei durch irdische Hand“ (NK 199) erheben. An einem Bittspaziergang in Königsau beteiligen sich rund 60 Demonstranten. Die Stasi will die Anklage „ihr werdet noch alle zu Mördern“ und die Losung „Frieden schaffen ohne Waffen“ (NK 245) gehört haben.

Der Mut der ‚Gegner‘ (Stasijargon) nimmt immer mehr zu, was ganz deutlich durch die Reaktion der beiden Frauen Astrid und Ursula Kämpe zu erkennen ist, als sie nach einem Treffen in einem Café ihre Ausweise der Polizei vorzeigen müssen (vgl. NK 409). Auch als sie die Aufzählung der Stimmen bei den Lokalwahlen im Mai 1989 kontrollieren, haben die beiden Frauen keine Angst, sondern sie fordern von der Wahlleitung Genauigkeit (vgl. NK 414f). Astrid heftet sogar einen offenen Brief an eine Wandzeitung im Bürogebäude an, in dem „Wahlfälschung durch staatliche Organe“ (NK 424) unterstellt wird. Während der Kirchentag im Juli 1989 veranstaltet wird, demonstriert eine Gruppe Jugendlicher sehr öffentlichkeitswirksam gegen dieses undemokratische Verfahren mit einem Plakat, auf dem geschrieben steht: „Nie wieder Wahlfälschung“ (NK 432). Im Herbst müssen immer wieder parteitreue Menschen Losungen wie „40 Jahre sind genug“, „Honi ins Altersheim“ und „SED tut weh“ (NK 469), die an Wänden gesprüht worden sind, überpinseln. Am 9. Oktober ruft die Menschenmenge die bedeutungsschwere und befreiende Losung „Wir sind das Volk“ aus, und damit hat das Volk der Staatsmacht gezeigt, dass es seine Sprachlosigkeit überwunden und sich von den Banden der jahrelangen Bevormundung

befreit hat. Was noch vor ein paar Jahren nur im Schutz des Kirchenraumes offen ausgesprochen wurde, wagte man jetzt auf der Straße zu rufen.

Die Pfarrer Reichenbork und Ohlbaum, haben wahrscheinlich durch ihre direkte Weise, Probleme in ihren Reden und Gesprächen aufzugreifen, erheblich dazu beigetragen, dass die gewöhnlichen Bürger und Bürgerinnen sich auch allmählich traute, ihre Meinungen in der Öffentlichkeit bekannt zu machen, ohne Angst vor der Stasi zu haben. Auf Reichenborks unverhüllten Sprachgebrauch über die Umweltzerstörung wurde schon hingewiesen. In Vergleich mit ihm ist Ohlbaum eine Figur, die mehrere Sprachebenen und gesellschaftliche Bereiche beherrscht. Mit Vockert kann er ganz locker sprechen (vgl. NK 53ff.), aber Ohlbaum zeichnet sich durch seine taktischen sowie seine ironischen Fähigkeiten im Umgang mit der Sprache aus. In einer Predigt formuliert er sich ebenso elegant unanfechtbar wie direkt, indem er den Sprachgebrauch der Stasi kritisiert und sie dadurch verunsichert. Über die zunehmende Ausreisewelle sagt er z.B.:

Wie finde ich den Weg zum Bleiben? Bestimmt nicht über das lückenlose Abriegeln der Grenzen, nicht über eingeforderte sogenannte Selbstverpflichtungen, nicht über einen inflationär entwerteten Begriff der Treue zum Vaterland, und nicht, indem stupid behauptet wird, der Sozialismus sei dem Kapitalismus überlegen. (NK 143)

Das Bleiben in der DDR sei für Ohlbaum eine positive Herausforderung, „gekennzeichnet von dem Bemühen um kollektiven Protest und um die stetige Balance zwischen Sich-Einmischen und Sich-Verweigern, zwischen Widerstand und Ergebung [...]“ (NK 144). Ganz klar setzt er sich für Veränderungen im Lande ein, aber er formuliert auf eine unangreifbare Weise seine Position. Dass er nicht naiv ist, sondern mit der Anwesenheit der Stasispitzen in der Nikolaikirche rechnet, beweist er mit dem ironischen Anfangssatz: „Ich gehe wohl recht in der Annahme, daß wir ganz unter uns sind.“ (NK 145) Nebenbei bemerkt sei Ohlbaums Vorbild, Pfarrer Christian Führer, von der Realutopie ausgegangen, dass sie unter sich seien²⁵. Noch ein Wortspiel hat sich Ohlbaum gestattet: „Heute sind wir *mit Sicherheit*

²⁵ Vgl. „Dem Volk ein Dach bieten“. In: *Mephisto* 97.6 *Die Radio Alternative*.

dreihundert oder so.“ (NK 145) Die Zuhörer sind natürlich durch diese harmlosen, gleichzeitig aber ins Schwarze treffenden Bemerkungen sowohl ermutigt als auch ermuntert worden, da sie eine gewisse geistige Überlegenheit gegenüber der Unterdrückung andeuten.

Bisher habe ich überwiegend die Sprache der Figuren in Bezug auf Wortschatz und Direktheit analysiert, ohne mich auf eventuelle unterschiedliche Sprachebenen zu konzentrieren. Auffallend ist, dass sich alle Figuren normalerweise der Alltagssprache bedienen, und dass es nur gelegentlich feine Unterschiede gibt.

Eine Ausnahme von der bisher geschilderten Alltagssprache ist die gehobenere Sprachebene des Professors, der Astrid behandelt. Sowohl in erlebter als auch in direkter Rede zeigt er die Zugehörigkeit zu einer gebildeten Schicht. Schon den Anfangssatz im Kapitel 5, „der Professor verbot sich jeden Ehrgeiz, sofort ein Bild gewinnen zu wollen“ (NK 175), trägt durch seinen formellen, fast schriftsprachlichen Klang dazu bei, den Professor von vielen anderen Figuren zu unterscheiden. Es gibt kein ‚Genossen-Du‘ zwischen Astrid und ihm, sondern er redet sie immer korrekt mit ‚Sie‘ an. Den Konjunktiv gebraucht er oft, z.B. wenn er auf die Auswirkungen der Erziehung zu sprechen kommt: „Haben Sie politischen Druck verspürt – es wäre kein Wunder bei Ihrem Elternhaus, wenn Sie sich als schlechte Genossin gefühlt hätten.“ (NK 178)

5.3.4 Symbolik

Zu den wichtigsten sprachlichen Ausdrucksmitteln, die der Erzähler bedient, zählt die Symbolik, die ich im Folgenden zu beleuchten versuchen werde. Am auffallendsten ist der symbolische Gebrauch von Vögeln. Drei Vogelarten sind im Roman Symbolträger: Die Möwe, die Taube und die

Lerche. Außerdem denkt der Superintendent einmal an die Stare. Er vermisst diese Vögel, „die sich vor zwei Jahrzehnten zu Tausenden über der Stadt zu wogenden Kunstflügen vereinigt hatten.“ (NK 463) Für ihn verkörpern sie das Schöne, das Lebendige und das Positive, das mit der Zeit und durch das schlechte Regieren der SED verloren gegangen ist. Er weiß noch nicht, dass sich Leipzigs Bevölkerung in nur wenigen Wochen zu ähnlichen vereinigten Massen formieren wird um dadurch die Wiederherstellung alter Werte einzuleiten.

Schon im Prolog ist die Rede von den Tauben, die das Bronzerelief von Marx und die ihm zujubelnden Massen beschissen haben.²⁶ Die Tauben, einst Friedenssymbol, später jedoch allmählich als Krankheitsträger angesehen, die „am liebsten ausgerottet [wären]“ (NK 463), scheinen hier die Entwicklung innerhalb der sozialistischen Bewegung zu symbolisieren. Die Sozialisten meinten gleich nach dem Krieg, dass sie als erklärte Antifaschisten die Antwort auf die Frage hätten, wie man Frieden auf Erde schaffen sollte. Sie gaben sich sozusagen als Friedenstauben aus. Mit der Einführung eines sozialistischen Gesellschaftssystems würden auch wirtschaftliche Fortschritte nicht lange auf sich warten lassen. Mitte der 80er Jahre sah die Wirklichkeit für die große Mehrheit anders aus. ‚Der Friede muss bewaffnet sein‘ hieß es u.a. in der Propaganda der SED, und auf die Friedensdekaden der evangelischen Kirche und ihre Aktion ‚Schwerter zu Pflugscharen‘ antwortete der Staat mit Gewalt, Unterdrückung und Verhaftungen (vgl. Neubert, E. 398 ff.). Die Idealisten – Friedenstauben - von einst haben anscheinend irgendwann und irgendwo unterwegs zum Ziel ihre ursprünglichen Ideale verloren und statt dessen sich in Ungeziefer (vgl. NK 381 und 463) verwandelt. Sie gefährden nicht nur die Gesundheit, z.B. durch den schonungslosen Umgang mit der Natur, sondern tatsächlich beschießen sie im übertragenen Sinne das Projekt der sozialistischen Verheißung ‚Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit‘.

Astrid sieht in den Möwen ein Sinnbild dieser Verwandlung von Friedensidealisten zu egoistischen Opportunisten. Als sie während einer

²⁶ Vgl. Kapitel 5.2.2.

Radfahrt in einem Leipziger Park einen schwer verschmutzten Flussarm beobachtet, nimmt sie die gierigen Möwen wahr. Sie kämpfen rücksichtslos um die größten Teile der Beute.

Das war Kampf vor Ort, Auge in Auge, rund waren Möwenaugen wie die Mündungen von Gewehren. Kein Erbarmen im Blick der Schwester, Verwandtschaftsgrade waren unbekannt, Vater Mutter Schwester Bruder hab ich auf der Welt nicht mehr. [...] Möwen waren die neue Klasse, für Humanität blieb später noch massenhaft Zeit. (NK 275 f.)

Ihre Gedankenreihe streckt sich bis dahin, dass sie sich als eine Möwe unter den anderen vorstellt. Diese Alternative ist ihr jedoch unerträglich, obwohl sie sich in der Möwenschar, das heißt; in der SED, „als eine unter vielen fühlen [konnte], nicht verfolgt ihrer Buntheit wegen. Möwen sehn sich alle gleich.“ (NK 276) Ihr Austritt, beziehungsweise Rausschmiss, aus der SED wird schon hier angedeutet. Nachdem sie in einer Sitzung ihren schon erwähnten offenen Brief verteidigt hat, ist ihre Position kaum zu retten, was mit einem Möwengleichnis erzählt wird: „Die Möwe Astrid verlor ihren Platz, ihr Gefieder wies Flecken auf, da mußten Federn herausgefetzt werden um der Gleichheit und Einheit willen.“ (NK 427)

Ehe Astrid sich zu den oppositionellen Frauen gesellt, wandert sie eines Tages in der Umgebung von Leipzig herum, um sich einigermaßen von der Depression, an der sie leidet, zu erholen. Ihre Stimmung verbessert sich kaum, als sie sich in einer verschmutzten Industrielandschaft findet, wo die „Lerchen [nicht] sangen“ (NK 132). Das Fehlen der Vogelstimmen illustriert Astrids Traurigkeit und die von Menschen verursachte Umweltzerstörung.

Nach dem Bittspaziergang in Königsau sinnt Vockert über Pfarrer Reichenbork und die gelungene Veranstaltung nach. Die Wetterlage wechselt von Nebel zu Sonnenschein, und als „sie beim Weitergehen schwiegen, hörten sie Lerchen und suchten den Himmel nach ihnen ab, aber die schwirrten zu weit oben in den Nebelresten.“ (NK 241f.) Eine mögliche Auslegung dieser Textstelle wäre, dass die Kräfte, die für Veränderungen im Lande arbeiten, am Ende siegen werden. Noch ist der Sieg nur eine blasse

Hoffnung, aber die Winde der gesellschaftlichen Entwicklung scheinen die Sache der Umweltführkämpfer und anderer Oppositionelle vorwärts zu treiben.

5.3.5 Leitmotivik

Ein Motiv, das man ‚das Geist-des-Vaters-Motiv‘ nennen kann, tritt besonders häufig im Roman auf. Astrids und Alexanders Vater, Albert Bacher, ist ja schon ein Jahr vor dem Romananfang gestorben, aber er beeinflusst die beiden dadurch, dass sie in schwierigen Lebensphasen immer wieder daran denken, was wohl der Vater gesagt hätte. Astrid befreit sich allmählich von diesem Zwang, während ihr Bruder Alexander in diesem Netz gefangen bleibt. Von den rund 30 Textstellen, wo dieses Motiv leicht variiert angewendet wird, habe ich einige ausgesucht, die stellvertretend veranschaulichen, was der Autor durch den Gebrauch dieses Leitmotivs erreicht.

Dieses Leitmotiv taucht zum ersten Mal im Alexanders Tagtraum über seine Aufstiegschancen auf: „Wenn das Vater noch erlebt hätte!“ (NK 11). Die psychologische Bindung an den Vater wird verhängnisvoll, da sie ihn verhindert, die Lage im Lande und in seinem eigenen Leben objektiv zu analysieren. Er will genau so prinzipienfest wie sein Vater sein. „[...] Da ähnelte er seinem Vater: Wir kommen von weither und stehen auf festen Fundamenten, wir führen fort in treu bewahrter Tradition.“ (NK 190) Als er Astrid davor warnt, sich mit der Friedensbewegung einzulassen, begreift er, dass die Erinnerung an den Vater ohne Wirkung ist (vgl. NK 326), was ihn unsicher und fast religiös stimmt. Der Anspruch, die einzige Wahrheit zu besitzen, wird mit biblischem Klang formuliert: „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns“ (NK 326). Einem Gebet ähnlich ist die Textstelle, in der seine Gedanken formuliert werden, als er im Begriff ist, einzusehen, dass er sich in die falsche Frau verliebt hat. Gleichzeitig stellt er sich schwierige Fragen über das Verhältnis zwischen der DDR und der Sowjetunion, über das Klassenbewusstsein und über die Zukunft seiner nahen Angehörigen. Am Ende der Fragestellungen, die unbeantwortet bleiben, fragt er den toten

Albert: „Guter alter Albert, allmächtiges Vorbild, Straßennamensgeber, wie geht es mit uns weiter?“ (NK 335). Durch diese Fragen werden Unsicherheit und Zweifel angedeutet, aber Alexander will trotzdem nicht den Kampf für die Erhaltung des roten Regimes aufgeben. Er fühlt sich mit seinem Vater geistig verbunden, als er feststellt, dass „der Kampf ja nicht beendet [war], neue Formen mußten gefunden werden.“ (NK 515)

Im Gegensatz zu ihrem Bruder sieht Astrid allmählich ein, dass die autoritäre Erziehung sie in ein psychologisches Labyrinth gebracht hat, von dem sie, mit Hilfe eines klugen Arztes, von Freunden und Freundinnen innerhalb der Basisgruppen der evangelischen Kirche, und teilweise auch ihres Ehemanns, ausbricht. Auf einer neuen Basis, ihrer persönlichen Überzeugung, fundiert sie nach der Befreiung von dem Druck des Elternhauses und der Partei ihre Lebensanschauung.

Durch Harald, Astrids Ehemann, erfährt der Leser dass es schon bei der Berufswahl Auseinandersetzungen gegeben haben muss, und dass Astrid schon damals den Wünschen ihres Vaters nicht nachkam (vgl. NK 69), obwohl sie sich auch nicht völlig von ihren künstlerischen Anlagen lenken ließ. Ein Kompromiss kam zustande, das laut Harald dazu beigetragen habe, dass Astrid in einen Konflikt mit ihren Kollegen im Bauamt geraten ist. Albert Bacher war anscheinend eine Person, deren ideologischen Überzeugung auch die Familie bestimmte. Astrid erinnert sich, dass ihr Vater kaum etwas davon wissen wollte, dass sich ihr Großvater angeblich als Gastwirt versucht hatte, „als ob das ein Schandfleck auf Alberts weißer, natürlich roter Weste gewesen wäre.“ (NK 132)

Er hat sich wahrscheinlich auch gegen Astrids Ehe geäußert, auf jeden Fall antwortet Astrid dem Arzt: „Ich habe mir auszumalen versucht, was mein Vater gesagt haben könnte.“ (NK 178) Sie hatte ihn anscheinend immer als ein mehr oder weniger dominierendes psychologisches Korrektiv im Kopf. Ihre Auseinandersetzung mit der Leitung des Bauamtes ist vermutlich als nichts anderes anzusehen als eine Projektion ihrer Befreiungsversuche vom Meinungszwang, der von ihrem Vater ausging. Darüber hinaus dürfte man

das Verhältnis zwischen dem Vater und den Kindern als ein Bild vom Verhältnis zwischen dem autoritären repressiven Staat und den Bürgern sehen, oder jedenfalls als eine Verallgemeinerung der gestörten Beziehungen, wie sie durch die Bevormundung in allen Bereichen der Erziehung vorkamen.²⁷ Der Arzt scheint diese Meinung zu unterstützen. Er schlägt vor, dass Astrid „das Aufblicken zum Vater hinausdrängen, eine Abwehr gegen ihre Mutter aufbauen [müßte].“ (NK 223)

Astrid hat allmählich begriffen, dass ihr Vater „keine Ahnung mehr [hatte], wie alles in Wirklichkeit [aussah].“ (NK 227) Diese Einsicht hilft ihr, sich gegen Alexanders Anklagen zu wehren, die er auf die Autorität des verstorbenen Vaters baut (vgl. NK 324) und damit versucht, Astrid Schuldgefühle einzutrichern. Sie kontert, indem sie der Stasi vorwirft, keinen Kontakt mit der Wirklichkeit zu haben: „Ihr versteckt euch in eurer Burg mit Decknamen und Geheimnistuerei [...]. Sascha, ihr spielt Indianer.“ (NK 325) Sie hat das System durchschaut, sie wird auch nicht mehr vom Geist des Vaters regiert, aber sie denkt immer noch an ihn, als sie aus der Partei fliegt, aber jetzt ist nur die normale töchterliche Sympathie geblieben: „Gut für Papa, daß er das nicht mehr erleben muß.“ (NK 427)

5.3.6 Wiederholung und Variation

Einen besonderen Stellenwert nehmen die drei Textpassagen ein, die dem Leser einen Einblick ins Machtzentrum der Stasi gewähren. Jedes Mal wird die Aufmerksamkeit auf den Raum, der zum Ring hinaus führt, gelenkt. Unterschiedlich ist aber, was an zusätzlichen Informationen vermittelt wird. Der Roman beginnt tatsächlich mit der Schilderung der Stasizentrale, wo im März 1985 die Stasi anscheinend noch fähig ist, ihre Rolle als Schild und Schwert der Partei mit Autorität und glaubhaften ‚Maßnahmen‘ zu füllen. Die Schilderung des Gebäudes und der geschichtliche Rückblick unterstreichen die souveräne Position der Stasi. Das Erzähltempo ist gemäßigt, es herrscht eine selbstsichere Ruhe unter den Sitzungsteilnehmern, und das Bild vom

²⁷ Ich beziehe mich vor allem auf das Buch *Gefühlsstau* von Hans-Joachim Maaz, in dem er die repressive Rolle der Kirche, der Familie, der Partei, der Justiz u.ä. beschreibt.

General mit seinem phantastischen Datengedächtnis und seinen blendenden Eigenschaften als Organisator trägt dazu bei, Stärke und Kontrolle seitens der Stasi zu signalisieren. Der Führungsanspruch der SED scheint nicht von den subversiven Aktivitäten einiger Personen und Gruppen, die sich vor allem in Kirchengemeinden in und um Leipzig gebildet haben, bedroht zu sein. Es wird als ein Vorteil eingeschätzt, dass die Kirchen ihre Türen öffnen, weil die Stasi dann „das renitente Pack hübsch auf einem Haufen“ (NK 8) habe.

Im Juni 1988 hat sich die Situation geändert. Wurde am Anfang ein Bild von einem schlossähnlichen Gebäude entworfen, das Überlegenheit und Abschottung andeutet, sieht der Raum jetzt eher wie eine Kommandozentrale aus, von der die Stasi in einer Krisensituation schnell reagieren und Ordnung wiederherstellen muss, ohne behindert zu werden. Darauf sind die Maßnahmen ausgerichtet, und immer noch scheinen die Stasileute entschlossen und zuversichtlich zu sein, obwohl sie sich auf Kampf vorbereiten. Noch einmal steht das Verhalten der Kirche im Mittelpunkt der Diskussion, aber diesmal hat sich der Konflikt zugespitzt. Die Kirche ist selbstbewusster geworden, und fordert die Stasi mit kühnen Vorwürfen heraus, wie z. B. „die Ursachen für diese Entwicklung lägen beim Staat und der SED. Staatlicherseits gäbe es auch Kräfte, denen das Verhältnis Staat/Kirche nicht gefalle und die bewußt an einer Verschärfung interessiert seien.“ (NK 347)

Am 9. Oktober ist die Verschärfung eingetreten, und der Raum wird an dieser Stelle (vgl. NK 481) als der Mittelpunkt einer Festung geschildert. In der Einsatzzentrale herrschen Aufregung und Nervosität. „Feinere Nasen witterten sogar Anspannung, ja Angst“ (NK 481) berichtet der Erzähler. Es zeigt sich allmählich, dass die Angst auch darin begründet ist, dass die Bezirksverwaltung der Stasi keine Befehle von höheren Rangpersonen in Berlin erhält, sie ist de facto im Stich gelassen worden. Beim Lesen spürt man fast die Hektik im Stasihauptquartier. Informationen aus den Straßen, wo sich immer mehr Leute versammeln und aus den Kirchen, wo Friedensgebete stattfinden, wechseln in schnellem Tempo. Der General

verliert allmählich in dem sich immer mehr beschleunigenden Informationsstrom den Überblick und die Selbstbeherrschung. Die panische und verwirrte Stimmung, schlägt letztendlich, als der General und seine Mitarbeiter im ‚Raum‘ zur Kenntnis nehmen, dass sich der Demonstrationszug in Richtung Stasigebäude bewegt, in Apathie über. Der General vermag nichts dagegen zu tun, sondern sagt nur: „In zwanzig Minuten [...] sind sie hier.“ (NK 503). Die Schilderung vom handlungsunfähigen General bildet einen gewaltigen Kontrast zum Bild vom „blendenden Organisator“ (NK 8) im Prolog.

Diese drei Textstellen sind nicht nur wichtig und interessant, weil ihnen der sprachliche und inhaltliche Aufbau gemeinsam sind. Sie beginnen mit der Schilderung des Raumes und der Männer, die sich im Raum treffen, und schildern sodann die jeweilige Lage in der Auseinandersetzung zwischen der Kirche, bzw. den Leuten, die den kirchlichen Raum für ihre politische Zwecke benutzen, und dem Staat, vertreten durch die Stasi. Noch bedeutender sind die Datierungen, die mit wichtigen geschichtlichen Stationen in der Endphase der DDR übereinstimmen. Hier ist also die Geschichte ein mitbestimmender Faktor im Verlauf der Romanhandlung.²⁸ Ich werde unten ganz kurz auf einige Ereignisse und Entwicklungstendenzen verweisen, die zum zugespitzten Verhältnis zwischen den staatlichen Organen in Leipzig, vor allem der Stasi, und der Kirche beitrugen, um dies zu begründen:

In Berlin gab es die Gruppe *Frauen für den Frieden*, die Anfang 1984 mit neuen Ideen aktiv wurde. „Im Frühjahr 1984 schlossen sich etwa 15 Frauen in Leipzig zu einer eigenständigen Gruppe *Frauen für den Frieden* zusammen.“ (Neubert, E. 580) Was die Friedensgebete betrifft, waren sie 1985 fast erloschen, aber nach einem „dringenden Aufruf an die kirchlichen Mitarbeiter in Leipzig, die inzwischen fast erloschenen Friedensgebete weiterzutragen (Neubert, E. 582)“, nahm die Zahl der Teilnehmer allmählich zu. Die Friedensgebete wurden in den folgenden Jahren durch die Formierung von verschiedenen Gruppen, die gesellschaftlich engagiert waren, erheblich politisiert. Dadurch entstanden neue Initiativen, wie z.B. die

²⁸ Siehe auch Kapitel 5.6.2.

Initiative zur Erneuerung unserer Gesellschaft und die *Arbeitsgruppe Umgestaltung Leipzig* (vgl. Neubert, E. 784). Die Menschen, die einen Ausreiseantrag gestellt hatten, kamen in die Kirchen, um Schutz und Hilfe zu erhalten. In der Nikolaikirche wurde ein Gesprächskreis für Ausreisewillige unter Leitung von Christian Führer gegründet (vgl. *Mephisto* 97.6 *Die Radio Alternative*: "Dem Volk ein Dach bieten"). Die Leipziger Gruppen gestalteten die Friedensgebete, was ihnen eine Möglichkeit verlieh, Öffentlichkeit zu gewinnen. Im Herbst 1988 übernahm die Kirche die Verantwortung, was auf Proteste seitens der Gruppen stieß, weil sie darin einen Versuch sahen, die Friedensgebete zu entpolitisieren (vgl. Neubert, E. 785). Nichts konnte jedoch der Unzufriedenheit und dem Druck von unten Stand halten, und die Nikolaikirche behielt weiterhin ihre Position als Hort der Opposition und derjenigen, die Veränderungen im Lande erlangen wollten. Am 9. Oktober hätte es anders kommen können, wenn der erste Schuss gefallen wäre. Die Stasi in Leipzig erhielt, wie wir heute wissen, keinen direkten Befehl aus Berlin, die Demonstration mit Gewalt aufzulösen, obwohl Honecker früher verlangt hatte, dass der Sozialismus mit allen Mitteln verteidigt werden müsse.

Diese drei Textstellen leiten mit anderen Worten drei verschiedene Phasen in der Handlungsstruktur des Romans ein und bilden demnach eine Art Disposition oder Rahmen für die Romanhandlung: Die erste Phase wird u.a. von einer zunehmenden Politisierung der Friedensgebete geprägt. Das Erscheinen von Ausreisewilligen in kirchlichen Aktivitäten steigert in der zweiten Phase das Konfliktpotential im verschärften Verhältnis zwischen der Stasi und der Kirche, und letztendlich ist die gelungene gewaltfreie Demonstration am 9. Oktober ein Zeichen dafür, dass der endgültige Zusammenbruch der DDR nur eine Frage der Zeit ist.

5.4 Figurenkonstellationen

Nikolaikirche ist ein Roman mit vielen Figuren, deren Funktion als wichtig eingestuft werden kann. Diese Tatsache dürfte ein guter Grund sein, den Roman als ‚Kollektivroman‘ zu bezeichnen. Eine weitere Begründung für diesen Begriff finde ich darin, dass die Individuen stellvertretend für unterschiedliche Kollektive auftreten und dass sie innerhalb weitgehend geschlossener Gruppen handeln, vgl. das Erinnerungsbild von den Staren, das ich im Kapitel 5.3.4 erwähnt habe. Die Rezensenten schreiben vom Kernpersonal, was tatsächlich diesen Aspekt des Romans besser kennzeichnet als die übliche Suche nach der einen Hauptperson. Deshalb finde ich es angemessen, sowohl auf die am häufigsten auftretenden Personen näher einzugehen als auf das Beziehungsgeflecht, in dem die jeweiligen Figuren ihre Rollen haben. Es dürfte auch interessieren, den prozentualen Seitenumfang der wichtigsten Figuren im Roman nachzuweisen. Die Tabelle unten zeigt, in welchen Kapiteln die wichtigsten Mitglieder der Bacherfamilie eine aktive Rolle einnehmen. Gestreifte Kästchen deuten an, dass die jeweiligen Figuren eine passive Rolle im entsprechenden Kapitel einnehmen, - d.h. es wird über sie gesprochen oder an sie gedacht. Demgegenüber sind die Kapitel, in denen die Personen aktiv handeln, mit gefüllten Kästchen gekennzeichnet.

Es ist interessant zu bemerken, dass Astrid erst im 6. Kapitel als Objekt auftritt, was darauf verweist, dass sie immer mehr die Handlungen, die Gedanken und die Entscheidungen anderer Personen beeinflusst. Sonst wird in der Tabelle die Bedeutung des Albert Bacher deutlich zum Ausdruck gebracht. Man sieht, dass er sehr oft im Roman erwähnt wird, oder dass jemand an ihn denkt. Das oben verbal beschriebene ‚Geist-des-Vaters-Motiv‘ wird unten durch die grafische Darstellung bestätigt.

	Seite	Alexander	Astrid	Albert
Prolog	7			
1.KAPITEL: Eine Spielverderberin				
1. 1985, April, Mai	13			
2. 1985, Mai	22			
3. 1985, Juni	34			
<i>Damals I: 1957</i>	46			
2.KAPITEL: Stille Hunde				
1. 1985, Juni	53			
2. 1985, Juli	63			
<i>Damals II: 1957</i>	74			
3.KAPITEL: Teufelskreise				
1. 1986, Januar	83			
2. 1986, März	91			
<i>Damals III: 1958</i>	99			
<i>Damals IV: 1943</i>	107			
4.KAPITEL: Service für Hundenasen				
1. 1986, Juli	115			
2. 1986, August	126			
3. 1986, September	136			
<i>Damals V: 1968</i>	159			
5.KAPITEL: Auswertung eines Films				
1. 1986, November	175			
2. 1986, Dezember	188			
3. 1987, Januar	197			
4. 1987, Februar	206			
6.KAPITEL: Vom Schwärmen der Wespen				
1. 1987, April	217			
2. 1987, Mai	229			
3. 1987, Juni	236			
7.KAPITEL: Schwarzes Kreuz an einer Mauer				
1. 1987, Juli	251			
2. 1987, August	261			
<i>Damals VI: 1984</i>	266			
3. 1987, August	273			
8.KAPITEL: Beten für Vockert				
1. 1987, Oktober	285			
<i>Damals VII: 1968</i>	290			
2. 1987, November	295			
3. 1987, Dezember	303			
4. 1988, Januar	308			

	Seite	Alexander	Astrid	Albert
9.KAPITEL: Eine altmodische Frage				
1. 1988, Februar	323			
<i>Damals VIII: 1932</i>	336			
2. 1988, Juni	345			
3. 1988, Juli	353			
4. 1988, August	356			
10.KAPITEL: Bullenmäßig eng				
1. 1988, September	363			
2. 1988, September	368			
3. 1988, November	380			
<i>Damals IX: 1968</i>	393			
11.KAPITEL: Mut macht schön				
1. 1989, März	397			
2. 1989, Mai	406			
3. 1989, Mai	417			
4. 1989, Juni	422			
5. 1989, Juli	428			
12.KAPITEL: Der letzte macht das Licht aus				
1. 1989, September	439			
2. 1989, September	446			
3. 1989, September, Oktober	454			
4. 1989, September	462			
5. 1989, September, Oktober	466			
13.KAPITEL: Der Abend der Stellvertreter				
1. 1989, 9.Oktober	481			
2.	504			
3.	513			

5.4.1 Astrid Protter

„Ich bleib morgen zu Hause“ (NK 13) ist laut dem Rezensenten Rayk Wieland der echte erste Satz des Romans (vgl. Wieland, R.). Durch diese Introduction drückt Astrid aus, dass sie ein selbständig handelndes Subjekt ist, das sich nicht immer nach vorgegebenen Handlungsmustern richten will. Statt sich mit einer Situation als passiv gelenktes Objekt zurechtzufinden, beginnt für Astrid Protter ein Prozess, in dem sie den ‚aufrechten Gang‘ lernen und ihre Sprachlosigkeit überwinden wird. Sie hat die Verlogenheit der DDR satt, sie akzeptiert nicht mehr die realen Unterschiede zwischen Sein und Schein im Lande und findet, der 1. Mai sei eine gute Gelegenheit, sich den traditionellen Feierlichkeiten zu entziehen. Das kann man als eine kleine Demonstration einschätzen, aber Astrid meint, dass sie Kräfte sammeln muss, um die Auseinandersetzung mit ihrem Chef und ihren Kollegen in ein paar Tagen durchhalten zu können. Sie stellt sich vor, dass sie ihrem Chef die Wahrheit sagen würde, nämlich dass sein Bericht absoluter Unfug sei, und dass sie deshalb nicht „gegen die Kriegsbrandstifter und für den Völkerfrieden und [ihren] ruhmreichen Sozialismus demonstriert“ (NK 14) habe. Es stellt sich heraus, dass sie das Dokument nicht mit unterschreibt, aber ihre Kritik ist keineswegs so direkt wie sie sie gern hätte formulieren wollen (vgl. NK 24ff.).

„Ich unterschreibe nicht“ (NK 27) ist der zweite Satz, der Astrids Verzweiflung und Wut offenbart. Später erklärt sie Katzmann, ihrem Chef, warum sie nicht mitmachen will: „Ich hätte so etwas schon vor Jahren machen müssen. Wir bekommen Vorlagen und füllen sie aus. Wie Kinder. Wir sticken Kissen nach einer Schablone fertig.“ (NK 27f.) Astrid erweist sich also schon von Anfang an als eine besondere Frau, die anscheinend den Mut hat, ihre Kritik in Worte und Handlung umzusetzen. Sie hat jedoch keine Bezugsperson, an der sie ihren Frust abladen kann, und sie gerät allmählich in eine tiefe Depression, die in der Schizophrenie des Alltags wurzelt. Im Bauamt werden Pläne geschmiedet, in denen auf grundlegende Probleme der Bevölkerung keine Rücksicht genommen wird. Dieses Schönreden und Verhüllen von gesellschaftlichen Mängeln kann sie nicht mehr verkraften, weil sie „am

meisten eine Planerei [kaputtmacht], die stinkige Schulklos einfach übersieht.“ (NK 69)

„Ich bin einzig und allein müde und erschöpft, zu vieles ist zusammengekommen. Ich muß nicht allem auf den Grund gehen wollen, muß abschalten und von vorn beginnen“ (NK 131) ist Astrids Vorsatz, nachdem sie krankgeschrieben worden ist. Es gelingt ihr eigentlich nicht, auf jeden Fall nicht auf eigene Faust. Im Krankenhaus wird sie nicht nur wegen des Beinbruchs behandelt, sondern das eigentliche Anliegen des Professors ist es, ihren psychologischen Zusammenbruch zu heilen. Das will er dadurch erreichen, dass er einen Erkenntnisprozess bei Astrid in Gang setzt, in dem sie selbst einige von den Gründen ihrer Depression ausloten muss. Probleme in der Familie und die Angst vor Krebs sind in diesem Zusammenhang nebensächlich: „Natürlich waren das Problemchen am Rande. Wichtig blieb die Situation in diesem Bauamt.“ (NK 177) Der Arzt geht auch der Frage nach, ob und wie eine „eventuelle überzogene Leistungserwartung ehrgeiziger Eltern“ (NK 177) ihre geistige Gesundheit hätte gefährden können. „Es wäre kein Wunder bei Ihrem Elternhaus, wenn Sie sich als schlechte Genossin gefühlt hätten.“ (NK 178) Es stellt sich allmählich heraus, dass die Probleme im Bauamt und die autoritäre repressive langzeitwirkende Erziehung Astrids Wunsch nach Selbstverwirklichung unterdrücken.

Der Leser erfährt durch Astrid, wie viele DDR-Bürger ihr Dasein im realen Sozialismus erlebten: Einerseits musste man mit der sich immer größer aufklappenden Schere zwischen der offiziellen Propaganda und den Bedürfnissen der Bürger leben, was für viele einsbedeutend mit der Verleugnung der eigenen Meinungen und Wahrnehmungen war, jedenfalls in der Öffentlichkeit. Andererseits wird in Astrid der seelische Konflikt verdeutlicht, der entsteht, wenn man aus Angst vor Autoritäten nicht den Mut und die Kraft hat, sich von diesen Fesseln zu befreien. In der DDR bündelten sich verschiedene Kräfte, wie z. B. die Eltern – sie standen als Gruppe gesehen im Dienste des staatlichen Erziehungsinteresses -, die Lehrer und die Leitungen der unterschiedlichen Jugendvereine zu einem autoritären und

repressiven Erziehungs- und Kontrollapparat, der die Bürger im Bann des Gründungsmythos festhielt, indem abweichende Auffassungen als Schwäche gegenüber dem kapitalistischen Feind und Abfall vom offiziellen gepriesenen Antifaschismus interpretiert wurden.

Astrid findet letztendlich die erlösenden Worte, die ihren Zustand beschreiben und erklären:

Ich finde es seltsam, daß ich erst vor kurzem darauf gekommen bin, warum ich so kaputt war. Ich hab daheim so geredet und auf Arbeit so, mit Silke anders als in der Parteigruppe, habe Zeug unterschrieben, bei dem schon die Fragestellung falsch war. (NK 324)

Es wundert nicht, dass sie sich nach dieser Erkenntnis immer mehr von den Zwängen und Fesseln befreit, die sie früher beherrschten. Durch ihre Mitpatientin, Gabriele Heit, lernt sie die Opposition unter dem Dach der Nikolaikirche kennen. Sie schließt sich allmählich ‚den Wespen‘ an, einer Frauengruppe, die sich für eine alternative Friedenspolitik einsetzt, und dabei von der Stasi überwacht und infiltriert wird. Astrid gerät auch dadurch in die Akten des Überwachungsapparats. Sie führt ihren Wechsel von einem passiven und gehorsamen Untertan durch ihr Engagement in einer Gruppe durch, die Wahlergebnisse zusammentragen und gegebenenfalls beweisen will, dass die veröffentlichten Zahlen ein Betrug sind. Das gelingt den Mitgliedern der Gruppe, und Astrid setzt den Kampf um die Wahrheit fort, indem sie den schon im Kapitel 5.3.3 genannten offenen Brief ans schwarze Brett im Büro hängt, was zum endgültigen Bruch mit der Partei führt. Am 9. Oktober 1989 verteilt sie Flugblätter, sogar einem Polizisten gibt sie einen Zettel und erlebt danach, dass ihr Körper ungefähr wie am Anfang ihrer Krankheit reagiert. Trotzdem will sie nicht dem Befehl des Polizisten nachkommen, als er sie zum Mitkommen auffordert, sondern sie verschwindet, mit Hilfe von vielen unbekanntem Umstehenden in der Menge. Später geht sie mit ihrem Mann und ihrer Tochter in der Protestdemo auf dem Ring, und sie findet, dass „alles in den letzten Jahren seinen Sinn verloren [hätte], wenn sie nicht hier ginge, wenn Harald nicht hier wäre, wenn sie nicht diesen Ruck wagten gegen alle Angst.“ (NK 511) Überhaupt ist Angst ein Schlüsselwort der Wende. Im Herbst 1999, als sich Leipzig an den Herbst –

89 erinnerte, meinten mehrere Teilnehmer an den damaligen Demonstrationen, dass der große Unterschied heute im Vergleich mit der Zeit vor der Wende darin bestand, dass man jetzt ohne Angst leben könnte. Es ist vermutlich durchaus berechtigt, Astrid als Stellvertreterin der DDR-Bevölkerung anzusehen. Ihre Ängste und Hoffnungen, ihre allmähliche Veränderung von Gehorsam zu Protest, und ihre zunehmende Fähigkeit, ihre Meinungen zu artikulieren, sind typische Züge, die in der Endphase der DDR immer stärker hervortraten.

Was vielleicht nicht so typisch ist, sind die zahlreichen Beziehungen, die Astrid eingeht. In vielen sozialen Milieus hat sie Bekannte, und sie ist sozusagen ein Sammelbecken für die verschiedenen Tendenzen der Zeit. Dadurch verkörpert sie die ideologische Auseinandersetzung, die Ende der 80er Jahre in der DDR stattfand.²⁹ Zunächst ist festzustellen, dass sie Mitglied einer relativ normalen Familie ist. Das Verhältnis zu ihrem Mann und ihrer Tochter schwankt, aber es verbessert sich, wenn Astrid wagt, sie selbst zu sein und ihren Frust auch bei ihren Nächsten loswerden kann. Albert und Marianne, Astrids Eltern, spielen unterschiedliche Rollen. Die Mutter engagiert sich nicht ideologisch in Astrids Leben. Um so mehr gewinnt der verstorbene Vater an Gewicht, wenn es um Treue zum Vaterland und zu den Gründern des Landes geht. Die Erinnerung an ihn wirkt auf sie wie eine Zwangsjacke, von der sie sich nur mit Mühe befreit. Dieser psychologische Heilungsprozess führt auch dazu, dass die schon auf übliche Oberflächlichkeiten beschränkte Beziehung zu Alexander, dem Bruder, noch schlechter wird.

Im Betrieb hat Astrid nicht viel zu tun mit Herrn Kölpers³⁰, obwohl er ihre Unzufriedenheit und ihren Protest hätte unterstützen sollen, weil er sich wohl nie zur Linie der Partei bekannt hatte. Sein Interesse gilt der Geschichte der Leipziger Kirchen, vor allem der von den Kommunisten gesprengten Unikirche. Durch Jörg, Silkes Freund, entsteht noch eine Verbindung zu

²⁹ Ich habe versucht, ein Beziehungsgeflecht grafisch darzustellen, aber da es seiner Komplexität wegen eher verwirrend als aufklärend wurde, habe ich den Versuch aufgegeben. Statt dessen werde ich Astrids Relationen kurz beschreiben.

³⁰ Er ist der Architekt, von dem in Kap. 5.2.2 die Rede ist.

Kölpers. Jörg gehört der Gruppe an, die von Kölpers geführt wird und angeblich gegen die Sprengung der Unikirche hetzt (vgl. *NK* 8). Auffälliger und für Astrid wichtiger sind ihre Beziehungen zu anderen Kirchenleuten, vor allem zu Gabriele Heit, die Astrid zum Friedensgebet begleitet und dadurch ihren Bekanntenkreis erheblich erweitert. Hierher gehört u.a. Martin Vockert, der Astrid und andere Frauen organisiert, als sie die vermutete Wahlfälschung entlarven wollen.

Astrid ist also eine Schlüsselfigur in dem Sinne, dass sie Verbindungen zu fast allen wichtigen Personen oder Gruppen im Roman entweder erhält, entwickelt oder abwickelt. Auch wenn man die Quantität berücksichtigt, das heißt, wenn man untersucht, wie oft sie als Handlungsträgerin hervortritt oder über sie gesprochen oder gedacht wird, wird die Annahme bestätigt, dass Astrid eine Hauptfigur ist. Da ich schon oben darauf verwiesen habe, dass sie als Stellvertreterin der DDR-Bevölkerung angesehen werden kann, möchte ich hier nur hinzufügen, dass sie eine Figur darstellt, mit der sich viele aus der Opposition der letzten DDR-Jahre identifizieren können. Das ist vielleicht auch der Grund, warum die anderen Kirchenleute, Umwelt- und Friedensaktivisten einigen Rezensenten und Lesern blass und verschwommen vorkommen (vgl. Weiß, K.). Da Astrid so eingehend geschildert und ihr Hintergrund so klar beleuchtet wird, braucht der Roman keine anderen so deutlich dargestellten Figuren im Kreis der Opposition und der Kirche. Im Gegensatz zu den anderen Oppositionsfiguren, die als reife Widerständler erscheinen, macht Astrid eine beispielhafte Entwicklung von Sprachlosigkeit zur Artikulation und Handlung durch.

5.4.2 Alexander Bacher

Auf den ersten, oberflächlichen Blick scheint Alexander, im Gegensatz zu seiner Schwester, psychisch unbetroffen zu sein von der autoritären, parteitreuen Erziehung im Elternhaus. Es stellt sich jedoch nach genauerem Betrachten heraus, dass er in Wirklichkeit völlig unfähig ist, sein Leben auf eigene Faust zu gestalten, da er immer wieder auf die ihm vorgegebene Lebensanschauung zurückkommt. Ihm fehlt das, was typisch für seine

Schwester ist, die Fähigkeit, die eigene Lebenssituation zu analysieren und sich von Banden und Zwängen zu befreien. Obwohl die Erziehung im Elternhaus Alexander, subjektiv aus seiner Sicht gesehen, keine seelischen Dauerprobleme zugefügt hat, tritt er dem Leser entgegen als ein Mensch, der mit großen ideologischen Scheuklappen ausgerüstet und dadurch der Realität gegenüber blind ist. Um seine Seelenwelt kurz zu beschreiben, wären zwei Erklärungen möglich. Entweder hat er die Ideologie mit ihren Dogmen internalisiert, oder er ist unfähig gewesen, sie auf den Prüfstand zu stellen und schwimmt aus diesem Grund nur stromabwärts mit. Beides müsste man für problematisch halten. Ich neige zur ersten Deutung, und werde im Folgenden durch Textbeispiele zu zeigen versuchen, warum ich diese Verinnerlichung für wahrscheinlich halte.

Über Alexanders Kindheit erhalten wir nur spärlich Auskunft. Am Tag der entscheidenden Montagsdemo sinnt Alexander darüber nach, wie er in der Küche zu Hause unter den Genossen gesessen und den Berichten seines Vaters vom Partisanenkrieg zugehört hat (vgl. *NK 498*). Die erinnerte Geborgenheit im Elternhaus kontrastiert mit der gespannten Stimmung in der MfS-Zentrale. Es wird aber auch ein Heldenbild vom Vater entworfen, den Alexander nachahmen will.

Seinen Namen hat er erhalten, „weil sich der Name auf russisch abkürzen ließ.“ (*NK 40*) Seine Familie und seine Freundin Claudia nennen ihn mit dieser russischen Variante, Sascha. Auf diese Weise wird Alexanders Identität mitbestimmt, oder man könnte auch behaupten, dass ihm eine Identität genommen wird durch die Namensanspielung auf die russischen ‚Freunde‘. Die Erziehung scheint darauf gezielt zu haben, dass Sascha in den Fußstapfen seines Vaters gehen sollte. In mancher Hinsicht ist das als exemplarische Erziehung zu betrachten, die jedoch auch deformierend wirken kann, da sie einen gewaltigen Druck auf das Kind ausübt. Was sein Vater ihm wohl eingepägt hat, lässt sich nicht Wort für Wort nachweisen, aber er hat gesagt, dass Alexander im nächsten Jahrtausend General wie er werde. Ehe er stirbt, wiederholt Albert Bacher diesen Gedanken und begründet ihn:

Nach seinem siebzigsten Geburtstag würde er mit Sascha sprechen. Das wäre wie ein Vermächtnis: Setz meinen Kampf fort.[...] Sascha würde er sagen, im nächsten Jahrhundert, das ja schon das nächste Jahrtausend ist, wirst du General wie dein Vater. Ihr werdet vollenden, was ich begonnen habe. (NK 270)

Alexander sieht seine vorgezeichnete Karriere durch Astrids ideologisches Fremdgehen gefährdet (vgl. NK 235), was vermutlich seine Aufstiegsgeilheit eher beflügelt als hemmt. „Er war nicht automatisch reif zur Beförderung, aber sie schien möglich, wenn er den Genossen in anderen Bezirken als Vorbild hingestellt werden konnte“ (NK 286) überlegt Alexander, und richtet seine Arbeit in der Stasi dementsprechend ein. Im Grunde genommen wird hier ein egoistisches Verhalten seitens Alexander als Beweggrund für seinen Eifer angegeben. Dieser Egoismus verdrängt die Ideologie als Motivationsfaktor. In diesem Streben nach höherem Rang - zunächst erwartet er am vierzigsten Jahrestag der DDR seine Beförderung zum Major - steckt eine gewisse Konkurrenz mit dem verstorbenen Vater, der „mit fünfunddreißig [...] noch längst nicht so weit gewesen [war].“ (NK 289)

Bei Alexander wirkt der Geist des Vaters nach, besonders wenn er über Klassenbewusstsein verwirrt ist. Er schämt sich anscheinend darüber, dass er Claudia nicht durchschaut hat und hat Angst davor, seinen Vater zu enttäuschen, als ob das möglich wäre: „Wenn Vater wüßte, daß ich in eine parteilose Lehrerin vernarrt bin, die mit Christen liebäugelt [...].“ (NK 354 f.) Diese Episode zeigt, dass Klassenbewusstsein eine fiktionale Vorstellung ist. Pathetisch ist Alexanders Zusammenfassung über die von Marx und Lenin vorausgesagte Bewusstseinsrevolution: „[...] Die ließ sich eben doch unerwartet viel Zeit.“ (NK 355)

Alexander weicht nie vom offiziellen Kurs der SED ab. Von der neuen Entwicklung hält er nichts: „Keiner durfte sich von Gorbatschows Wischiwaschi weichmachen lassen. Das MfS hatte alles Glasnostgeschwafel überstanden und würde unbeirrt seinen Kurs steuern.“ (NK 118 f.) Durch den Sprachgebrauch entlarvt Alexander seine Verachtung für neue Ideen und Gedanken, auch wenn der Generalsekretär der KPdSU ihr Urheber ist. Die

Selbstsicherheit des Stasimannes scheint keine Grenzen zu kennen. Er bezieht sich auf alte Floskeln, als er versucht, Astrid ihre neue persönliche Freiheit abzusprechen. Seine Formulierung klingt geradezu religiös, da der Anfang eine kleine Umschreibung von Lk 11,23 ist: „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns, es gibt keinen dritten Weg – so klangen gute alte Argumente, die Astrid freilich genauso herbeten konnte.“ (NK 326) Auf alle Fragen gibt es für Alexander auswendig gelernte Antworten, die in ihrer Summe als Religionsersatz funktionieren. Es ist nicht möglich, weder für ihn noch für Astrid oder andere Menschen, diese Dogmen in Frage zu stellen.

Alexander bleibt seiner Ideologie fest verhaftet. Das zeigt auch seine Überzeugung, dass die Protestierenden bestochen worden sind: „Es müsste doch endlich einmal möglich sein, nachzuweisen, daß die Westreporter Jugendliche bestachen, um an Hetzbilder zu kommen.“ (NK 473) Auf die Wirklichkeit reagiert er nicht entsprechend der Situation, sondern er ist auch am 9. Oktober nur damit beschäftigt, wie er als vorbildlicher Stasimitarbeiter seine Aufgabe erfüllen kann, da er über die Männer in der Einsatzzentrale weiß, dass „es leicht sein [würde], [...] von allen hier Duftlappen erster Güte zu ziehen.“ (NK 481) Er versteht auch nicht, dass die ‚Lemminge‘ schon mit ihrer gelungenen gewaltfreien Demonstration an diesem Montagabend die entscheidende ‚Schlacht‘ gewonnen haben, und kapituliert deshalb nicht. Ganz im Gegenteil plant er, wie er auf seinem realitätsblinden Kurs weitermachen wird:

Alles war blendend organisiert, fand Bacher, von morgen früh an würde ein Dutzend Genossen eine wundervolle Gesamtübersicht zusammenstellen, wer wann was gemeldet hatte. Die war möglicherweise am Donnerstag fertig, vom Freitag an wurde der nächste Montag vorbereitet. Noch feingliedriger, noch raffinierter. (NK 491)

Alexander plant und organisiert aber an der Wirklichkeit vorbei. Am Ende sieht er auch nicht die Niederlage ein, sondern er will den Kampf fortsetzen: „Der Kampf war ja nicht beendet, neue Formen mußten gefunden werden.“ (NK 515)

Es dürfte nicht schwierig zu begreifen sein, warum der Bürgerrechtler Konrad Weiß den Bacher nicht mag (vgl. Weiß, K.).³¹ Ein Stasioffizier, der so engstirnig ist, entspricht vermutlich dem erwarteten Feindbild und erweckt zudem den Eindruck, dass ein Mensch mit Stasivergangenheit fast nicht zurechnungsfähig ist. Konrad Weiß vermutet anscheinend kein Vorhandensein von normalen menschlichen Gefühlen bei Alexander und seinen Genossen.

Es ist jedoch fraglich, ob Alexander Bacher in jeder Hinsicht einem absolut automatisch handelnden Stasi-Offizier entspricht. Er offenbart z.B., besonders während der Beziehung zu Claudia, dass er nicht immer so maschinenmäßig denkt. Er ist zwar bereit, Claudia zu belügen und die Verbindung abubrechen, wenn das von seinem Vorgesetzten verlangt wird (vgl. *NK* 195, 324, 354, 363 ff.), aber im Laufe des zweijährigen Liebesverhältnisses macht Alexander eine Entwicklung durch, die unter günstigeren Bedingungen vielleicht mit einem glücklicheren Ausgang hätte enden können. Die weibliche Art zu leben, die er eigentlich ablehnt (vgl. *NK* 325), scheint ihn durch Claudia unbewusst beeinflusst zu haben, so dass er eines Tages dazu im Stande ist, sowohl die Stasi als auch die Begründung des sozialistischen Gesellschaftsmodells DDR kritisch, beziehungsweise unsicher, zu betrachten. „Vielleicht [...] [werde] hier nur noch ein Männlichkeitskult gepflegt“ (*NK* 266) überlegt er, als er an die Schießübungen der Stasi denkt. Er merkt auch in der Auseinandersetzung mit Astrid, dass die Erinnerung an den Vater nicht mehr wirkt (vgl. *NK* 326). Die Frage, „was wirkte dann“ (*NK* 326), deutet die endgültige Niederlage des DDR-Sozialismus an. Die SED schafft es nicht mehr, den DDR-Bürgern für den politischen Kurs überzeugende neue Argumente vorzustellen, und später im Roman sieht der Leser, dass die machtlose Parteiführung tatenlos der friedlichen Revolution zusehen muss. Nichts vom Alten wirkt also mehr, wenn es darum geht, die Menschen im Lande für den DDR-Sozialismus zurückzugewinnen, - wenn sie je dafür waren. Immer mehr DDR-Bürger halten offenbar die wohl bekannten Losungen und ‚guten, alten Argumente‘, an die Alexander bis zuletzt glaubt, für sinnentleerte Anachronismen.

³¹ Vgl. Kap. 4.2.3

Eine Vorahnung von der Kraft und vom Durchhaltevermögen der Kirche bekommt Alexander durch das Foto von der Sprengung der Unikirche, das er während einer Hausuntersuchung bei Kölpers sieht: „Eine Kirche stürzte und gab dadurch der anderen Raum und Gewicht, es war, als ob man einer Hydra den Kopf abschläge, und sofort sprang ein anderer hoch.“ (NK 287) Alexanders Einbildungskraft macht aus der Kirche ein nicht zu überwindendes Ungeheuer, einen Vergleich, der mit seinem Selbstbewusstsein am Anfang nicht übereinstimmt.

Alexanders Loyalität gegenüber der SED überwiegt alle Einflüsse seitens Claudias und Astrids. Obwohl er sich ab und zu schwankend und zweifelnd zeigt, bleibt er seinen Vorgesetzten – und damit dem väterlichen Vermächtnis – treu, und bewegt sich damit stur und mit Scheuklappen auf die Niederlage zu – gemeinsam mit seinen Kollegen. Sie haben kein Verständnis für die Forderungen nach Reformen im Lande, und sie sind, wie die ganze politische Elite, blind für die Realität im Lande. Alexander und seine Kollegen werden von einer Überzeugung getrieben, die sich prinzipiell nicht erheblich von den utopischen Vorstellungen fundamentalistischer Gruppen unterscheidet. Keine Fragen über den geltenden Kurs sind erwünscht. In der Praxis sind sie wohl auch nicht erlaubt, was die Prozesse in den 50er Jahre unterstreichen (vgl. NK 101 und 484). Glasnost und politisches Tauwetter in den Nachbarländern beeindruckten Alexander und die Stasi nicht. „Unbeirrt würde [das MfS] seinen Kurs steuern.“ (NK 119) Er und die Stasi vergleichen die Demonstranten mit Lemmingen, aber es wäre wohl richtiger, die Lemminge-Metapher für ihn und seine Genossen im Parteiapparat und im MfS zu reservieren, da sie wirklich unfähig waren, sich den veränderten Bedingungen anzupassen, und sich durch blinden Gehorsam gegenüber Befehlen von oben kollektiv in den Abgrund warfen.

Alexander zählt, wie seine Schwester Astrid, zum Kernpersonal im Roman. Er tritt sowohl im Prolog als auch im Schlusskapitel auf, und zwar als aktiv handelnde oder sprechende Figur. Die anderen Figuren sprechen nicht so viel über ihn wie über Astrid, aber er agiert in allen Hauptkapiteln bis auf das

ditte, in dem es vorwiegend um Astrid geht. Sein Bekanntenkreis ist begrenzt im Vergleich mit dem der Schwester. In der ‚Firma‘ hat er natürlich einige Bezugspersonen, mit denen er in beruflich korrekten Formen Kontakt hat. Es geht vor allem um eine Arbeitsgemeinschaft, in der normale Gruppenbildungen privateren Charakters nicht üblich zu sein scheinen. Auch seiner Mutter gegenüber verhält er sich korrekt, aber auch fürsorglich. Das Verhältnis zu Astrids Ehemann ist schon vom Anfang an angestrengt, und er distanziert sich allmählich von Astrids Familie, als sie sich vom sozialistischen System der DDR abwendet. Spannend, und eigentlich tragikomisch, ist seine Beziehung zu Claudia. Ahnungslos kommt er durch sie in ‚Feindberührung‘, was ihm seinen Dienstgrad und die Stelle bei der Stasi hätte kosten können. Durch das einst vertrauliche Verhältnis zu den beiden Frauen, die an oppositionellen Veranstaltungen teilnehmen, kommt er indirekt in Kontakt mit den Gruppen, die auf Veränderungen im Lande hoffen. Auch der Einbruch bei Kölpers ist ein Akt, der ihn in einer gewissen Hinsicht mit der Opposition verbindet. Wichtig für ihn ist jedoch, dass er sich nicht dekonspiriert, und deshalb lebt er ziemlich zurückgezogen.

Die Erinnerung an den Vater und die von früh an eingprägten sozialistischen Dogmen fesseln Alexander und reduzieren ihn zum Werkzeug im Dienste des Überwachungsstaates. Für ‚höhere‘ Zwecke scheint er instrumentalisiert zu sein, was ihn völlig blind für die wirklichen Bedürfnisse der Menschen in der DDR macht.

5.4.3 Albert Bacher

„Dein Vater war Kämpfer gegen den Faschismus“ (NK 28) lautet es beschwörend von Astrids Chef, als er sie zurechtweisen und sie wieder in den Bann der SED schlagen will. Astrid und den meisten DDR-Bürgern war Respekt vor den Antifaschisten schon in der Kindheit eingpräg worden, da „der kommunistische Widerstand gegen den Faschismus ein bevorzugtes Thema in der Schule [war].“ (Schröder, R. 39) Es wurde so ausgelegt, dass die DDR, freundschaftlich verbunden mit der Sowjetunion, die Lehre aus der Geschichte gezogen habe, und dass die Schuldigen der Verbrechen im

zweiten Weltkrieg in Westdeutschland seien. Dieser Missbrauch des Antifaschismus „diente den Kommunisten als Legitimation für die Macht.“ (Schröder, R. 40) Durch die Mahnung vom Chef wird Astrid also nicht nur an ihre biologische Wurzel erinnert, sondern an die Verantwortung für das gemeinsame ideologische Erbe.

In den Rückblenden wird die Geschichte des Albert Bacher näher beleuchtet, und zwar auf eine für den Leser ebenso anregende wie schwierige Weise. Die Wahrheit über Bachers Flucht von Deutschland in die Sowjetunion kommt erst im Kapitel „Damals VIII 1932“ an den Tag. Im „Damals VI 1984“ erfahren wir, dass Albert Bacher sich auf seinen 70. Geburtstag freut. Er muss also mit ungefähr 18 Jahren seinen ehemaligen Kameraden erstochen haben, nachdem die beiden an einer Rauferei zwischen polarisierenden Jugendgruppen teilgenommen hatten. Eine verletzende Bemerkung über einen Defekt bei Alberts Geschlechtsorgan löst das Messerstechen aus, aber Albert versteht die Tat später als eine gerechtfertigte Hinrichtung eines Übergelaufenen (vgl. *NK 337 f.*). Es ist bekannt, dass es in dieser Zeit Auseinandersetzungen auf Leben und Tod gab. Dieses historische Wissen macht Alberts Version glaubhaft, aber der Erzähler deckt schließlich die eigentliche Wahrheit auf: einen Mord aus Rache ohne politische Beweggründe. Übrig bleibt nur der Eindruck, dass Albert schon als Jugendlicher ein kalter Fisch war, der ebenso wenig Respekt hatte vor der unantastbaren Würde des Menschen wie die Nazis. „Röhnisch war ein Schwein, um den ist es nicht schade“ (*NK 337*) meinte der achtzehnjährige, und „er mußte Achim einhämmern, daß Röhnisch übergelaufen war und solche Lumpen an die Wand gehörten. Nach der Revolution würden sie jeden wie den abknallen.“ (*NK 337 f.*)

Ungefähr 10 Jahre später muss Albert diese Einstellung in die Tat umsetzen. Auf der nächsten Station seines Lebensweges beweist er nicht nur seinen festen ideologischen Standpunkt, sondern noch deutlicher tritt sein Gehorsam und Untertanengeist hervor, indem er einen deutschen Gefangenen auf Befehl des Kommandeurs tötet (vgl. *NK 107ff.*). Ehe diese Episode erzählt wird, erfährt der Leser, dass Albert für seinen

Partisanenkampf in Belorussland eine Medaille erhalten hat (vgl. *NK 104*). „Immer war er respektvoll danach gefragt worden. Jedesmal hatte er sich bemüht, die Antwort exakt zwischen Bescheidenheit und Stolz klingen zu lassen. So war es auf den Begriff zu bringen: stolze Bescheidenheit.“ (*NK 104*) Die Ereignisse in Belorussland haben ihn anscheinend fürs Leben geprägt und seine Einstellung zu den Konterrevolutionären mitbestimmt. Sogar dem Revolutionsnachwuchs fällt es schwierig zu begreifen, dass ein Deutscher auf einen Deutschen geschossen hat. Die ungewohnte Formulierung eines Offiziersschülers anlässlich der Straßeneinweihungszeremonie deutet darauf hin: „Als Albert Bacher zum ersten Mal in einem sowjetischen Wald auf einen faschistischen Soldaten schoß – was da in ihm vorging, möchte ich begreifen. Ein Deutscher war sein Feind, ein Ukrainer oder Usbeke aber sein Genosse.“ (*NK 37*)

Die Einteilung von Menschen in Freunde und Feinde – nichts dazwischen, zählt zu den deutlichsten Charaktermerkmalen Alberts. Er hat sich immer als hart gegen ‚den Feind‘ erwiesen, ungeachtet dessen Nationalität, Alter oder persönlicher Nähe. Kompromisslos war er gewesen, immer dabei, wenn es darum ging, mit „derlei Kerlen“ (*NK 484*) fertig zu werden. Vielleicht ist dieser Charakterzug als eine Überlebensstrategie anzusehen, da man im Krieg riskieren könnte, selbst liquidiert zu werden, wenn man sich nicht an der geltenden Ideologie hielt. „So hatte es nach Vaters Worten an der Front geheißen: Händedruck von Stalin, oder sie stellen dich an die Wand.“ (*NK 479*) Albert kommt uns wie ein Ideologieroboter vor. Die sozialistische Lebensanschauung hat ihn schon von Jugend auf geprägt. Mit vierzehn war er Handlanger in einer Ziegelei, und er erfuhr damals die Klassenunterschiede in der Gesellschaft. „Klassenbewußtsein war für ihn etwas Erfühlbares.“ (*NK 102*) Seine tiefe Überzeugung führt nicht nur dazu, dass er um der Sache und der Loyalität willen im Krieg tötet, und später, dass er aufmüpfige Jugendliche auf dem Leuschnerplatz verhaften lässt (vgl. *NK 496*), sondern auch dazu, dass er die Schattenseiten des real existierenden Sozialismus in Kauf nimmt. Um die Gegner des SED-Staates zu bekämpfen akzeptierte Albert, dass die Maßnahmen der Stasi nicht nur die wirklichen ‚Feinde‘ betrafen. „Wer ein Krebsgeschwür beseitigen wollte,

mußte im gesunden Fleisch schneiden, hatte Kurella formuliert, das war für Albert Bacher sofort einleuchtend gewesen.“ (NK 102) Im Sterben wiederholt Albert die utopische Formel, an die er sich lebenslänglich hielt: „Humanität kommt später, dafür bleibt noch unendlich viel Zeit.“ (NK 273) Im gegenwärtigen Streben durfte man also inhuman sein, wenn diese Inhumanität als ein Schritt hin zum Ziel, der klassenlosen Gesellschaft angesehen werden konnte.

Der Grund warum Albert so kompromisslos und fest überzeugt war, liegt vielleicht daran, dass Gefühle und Jugenderlebnisse die geistige Basis seiner Lebensanschauung bildeten. Die Vernunft wurde anscheinend ausgespart. Laut Astrid wurde Albert von seiner Liebe zur Sowjetunion und Stalin gelenkt. (vgl. NK 226) Er soll gesagt haben, dass die Verteidigung der Sowjetunion der übergeordnete Leitfaden sei, „dem ordnete sich alles unter.“ (NK 226) An die Unfehlbarkeit der Partei (vgl. NK 324) glaubt er so stark, dass er die veränderte politische und wirtschaftliche Lage im sozialistischen Block weder versteht noch wahrnimmt (vgl. NK 227 und 335).

Astrid sieht in Albert einen autoritären und entfernten Vater, der immer weit weg und weit oben war. In seinen Augen waren weder sie noch Alexander perfekt (vgl. NK 32). Durch seine Engstirnigkeit und Abwesenheit war er außer Stande, seine Kinder mit Liebe und Zärtlichkeit zu erziehen. Von seiner nachwirkenden Autorität muss sich Astrid befreien, um ihre persönliche Freiheit und mentale Gesundheit zu gewinnen. Das Verhältnis zwischen Vater und Tochter wird durch Alberts Unfähigkeit, auf die wirklichen Bedürfnisse der Menschen adäquat zu reagieren, ein Symbol für den autoritären DDR-Staat, den die Demonstranten mit friedlichen Mitteln bekämpfen wollten, um Meinungsfreiheit und Reisefreiheit zu erlangen.

5.4.4 Pfarrer Ohlbaum

Außer den Mitgliedern der Bacher-Familie zählen natürlich auch andere Personen zu den Handlungsträgern. Vor allem muss an dieser Stelle der Pfarrer in der Nikolaikirche erwähnt werden. Im Roman heißt er Ohlbaum,

und er ist seinem wirklichen Vorbild, Christian Führer, in vielem sehr ähnlich. Nicht nur Christian Führer, sondern auch vom Pfarrer der Lukaskirche, Christoph Wonneberger, hat die Ohlbaumfigur Persönlichkeitszüge und Erfahrungen erhalten. „Da ist was von Führer drin und was von Wonneberger“ (Schulz, C. und Achenbach, B.), sagt Loest in einem Interview mit dem Magazin *zitadelle*. Erhardt Neubert meint, dass Wonneberger „ab 1986 die entscheidenden Impulse [gab], die Leipzig Ende der achtziger Jahre zum Zentrum der Revolution machten.“ (Neubert, E. 582)³²

Ohlbaum verkörpert den Mut und die Wut, die sich in großen Teilen der Bevölkerung aufgestaut worden ist, und er hält die Kirche offen für alle, ungeachtet ihrer Einstellung zu den Ereignissen in dieser Endphase der DDR. Er holt Kraft und Inspiration vor allem aus der Bibel und von bedeutenden Personen der Kirchengeschichte. Sehr einprägsam ist sein phantasiertes Treffen mit Luther (vgl. NK 60f.). Der Reformator ist ein Vorbild an Standhaftigkeit und Durchhaltevermögen im Streit mit der Obrigkeit, aber Ohlbaum folgt auch Luthers Ermahnung, trotz aller wichtigen Vorhaben und Auseinandersetzungen im politisch-weltlichen Bereich nie vom Evangelium abzukommen. Das kommt auch deutlich in einer Rede zum Ausdruck, in der er die Zuhörer zum Bleiben auffordert:

Es kann ein kritisches Bleiben sein, gekennzeichnet von dem Bemühen um kollektiven Protest und um die stetige Balance zwischen Sich-Einmischen und Sich-Verweigern, zwischen Widerstand und Ergebung, getragen vom Vertrauen in Jesus. (NK 144)

Der Stasigeneral gibt zu, dass Leipzig die „am stärksten gefährdete Stadt [war]“ (NK 351), nachdem in einer Stasisitzung über die Lage um und in der Nikolaikirche diskutiert worden ist. Ohlbaum wird als die treibende Kraft angesehen, und besonders von dem auf dem Bürgersteig aufgestellten Schild mit der Inschrift ‚Nikolaikirche offen für alle‘ hat sich die Stasi provozieren lassen. Dass dieses Schild nicht weggeräumt wurde, ist ein Zeichen dafür, dass Ohlbaum große Autorität gegenüber Vertretern der SED

³² Vgl. Kap. 5.3.6.

und der Stasi besitzt.³³ Erst nach der geplanten und geforderten Versetzung, der sich übrigens der Superintendent widersetzte und sie damit verhinderte, wollte die Stasi das Schild entfernen (Vgl. NK 402). Als es im Herbst –89 zu Konfrontationen kam, trat Ohlbaum nach dem Friedensgebet als erster aus der Kirche, wo die Polizisten auf die Kirchenleute warteten, straffte sich „und nickte in Gesichter hinein, die er kannte und nicht kannte, als käme er gar nicht auf die Idee einer Gefahr.“ (NK 439) Er erlaubt nicht, dass die Polizisten beschimpft werden, denn „Christen hätten Würde zu wahren.“ (NK 440) Er blieb immer konsequent bei dieser Linie, und es zeigte sich allmählich, dass sie erfolgreich war. Gegen Gewaltlosigkeit und nur passiven Widerstand hatte anscheinend die Stasi keine wirksamen Mittel einzusetzen. Einmal jedoch regt sich Ohlbaum auf und verliert die Fassung, und zwar als die Stadtreinigung anruft und verlangt, dass die vor der Kirche liegenden Blumen und Kerzenstummel abgeräumt werden müssen, da sie ein Sicherheitsrisiko für Fußgänger seien. Er brüllt zurück, dass niederfallende Ziegel und abstürzende Putzfladen wichtiger als Blumen- und Stearinreste für die Sicherheit seien. Später kamen zwei Müllautos auf den Platz vor der Kirche. Die Müllmänner zeigten, wo ihre Sympathie lag – die Kerzen stellten sie auf die Simse und zündeten sie an (Vgl. NK 444 ff.).³⁴

Am 9. Oktober beweist Ohlbaum nochmals seine geistige Überlegenheit, als er die sehr früh in die Kirche gekommenen Genossen eher witzig begrüßt (vgl. NK 482f.). Der Stasigeneral findet Ohlbaums kleinen Scherz sowohl frech als auch clever. Diese Mischung aus Mut, vielleicht auch ein wenig Frechheit, Witz und einer festen religiösen Basis hat sich als ein erfolgreiches Rezept im Kampf um Menschenrechte und Demokratie in der DDR erwiesen. Ohlbaum besitzt außerdem die empathischen und kommunikativen Fähigkeiten, die der Stasi und der Führungsschicht der SED fehlen. Da er dementsprechend gegenüber den Sorgen und Nöten der DDR-Bürger einfühlsam und hilfsbereit reagiert, stellt er ein Gegenbild der SED-Führung und der Stasimitarbeiter dar.

³³ Tatsächlich muss die Stasi schon Ende der 80er Jahre erheblich geschwächt gewesen sein im Vergleich zu den ersten Jahrzehnten der DDR, sonst wäre das Schild nicht stehen geblieben, weder in der Romanfiktion noch in der Wirklichkeit.

³⁴ Interessant ist es hinzuzufügen, dass Christian Führer die Wahrheit dieser schönen Geschichte im ‚Mephisto-Interview‘ (siehe die Literaturliste) bestätigt hat.

5.5 Die Erzählweise

Die Ausführung über Erzählform, Erzählverhalten usw. von Gutzen, Oellers und Petersen finde ich aufschlussreich, und im Folgenden beziehe ich mich hauptsächlich auf ihre Darstellung, in der alle von mir gebrauchten Begriffe definiert und erläutert sind. Ich halte mich an diese Definitionen, und verzichte deshalb auf weitere Erklärungsversuche dieser Termini.

In den Rezensionen wurde *Nikolaikirche* sehr unterschiedlich bewertet. Der Roman wurde als „ein postumes Monument des sozialistischen Realismus“ (Dreiocker, B.) bezeichnet und seine literarische Qualität sei durch kolportagehafte Züge beeinträchtigt (vgl. Mücke, D.). Nicht unbedingt negativ gemeint ist die Behauptung, dass Loest sich des allwissenden Erzählerstandpunkts bedient, da laut einer Rezensentin diese Erzähltechnik dem Autor ermöglicht, die Figuren mit ihren guten und schlechten Seiten zu zeigen (vgl. Steckel, M.). Erich Loest benutzt oft einen Erzähler, der von einer olympischen Position aus das Geschehen und die Beweggründe der Figuren kennt und sie dem Leser vermittelt.

Das geradlinige Erzählen Loests stimmt mit dem Wortschatz überein. Er ist „ein Autor der literarisch direkten Wege. Schnörkelvolles Schönschreiben und ästhetische Spielereien sind des [...] Autors Sache nicht.“ (Anon.: „Erich Loest: Nikolaikirche“. In: *Antenne Brandenburg*) Ein paar Beispiele aus dem Roman dürften diesen Eindruck bestätigen. Als die Polizei Claudia mit ihrer Umweltgruppe stoppt und die Jugendlichen zur Vernehmung mit nach Leipzig bringt, erfährt der Leser das Geschehen in einem knappen neutralen Bericht. Angstgefühle der Mitglieder der Umweltgruppe oder Zweifel der Polizisten an ihrem Auftrag werden nicht geschildert:

Hinter der Muldenbrücke von Wurzen wurden sie an den Rand gewinkt. Knut gab die Papiere hinaus. Während der Verkehrspolizist in ihnen blätterte, beugte sich ein Zivilist ans Fenster. ‚Kriminalpolizei, steigen Sie bitte aus. Alle vier.‘
Eine Frau in Hose, Joppe mit Pelzkragen und Kappe, stellte sich so an den Straßengraben, als wollte sie eine Flucht übers Feld verhindern. Jörg lachte sie an und fragte: ‚Gehören Sie zur Verkehrspolizei oder

zur Kripo?' Natürlich antwortete sie nicht, und der Kripomann brummte: ‚Hier fragen wir.‘ (NK 211)

Der allwissende, neutrale Erzähler überwiegt, aber es gibt auch Textstellen, in denen ein anderes Erzählverhalten gewählt worden ist. Unterschiedliche Erzählformen und Verhaltensweise wechseln oft, wie z.B. am Anfang des 5. Kapitels, wo die indirekte Rede in die direkte Rede übergeht. Ob die Einstufung ‚neutrales Erzählverhalten‘ für diese indirekte Rede deckend ist, mag bezweifelt werden, da ja immer bei indirekter Rede die Unsicherheit der korrekten Wiedergabe berücksichtigt werden muss. Hier gibt es Ähnlichkeiten mit erlebter Rede, und der Leser sieht die Situation der Patientin, Astrid Protter, aus der Sicht des Professors. Immerhin sieht es so aus, als ob der Text vor der direkten Rede eine allgemeine Erklärung ist, die Astrid beruhigen und für die bevorstehende Behandlung motivieren soll. Vielleicht ist diese Textgestaltung gewählt worden, um zu viel direkte Rede zu vermeiden, also um Abwechslung zu schaffen. Ich neige dazu, das Erzählverhalten dieser einleitenden indirekten Rede als personal einzustufen, da die Welt durch die Sicht des Professors gesehen und erklärt wird. Dass der Professor durch die indirekte Rede und dadurch ein überwiegendes personales Erzählverhalten dem Leser vorgestellt wird, dürfte nicht nur stilistisch erklärt werden, sondern diese Darbietungsweise trägt dazu bei, ihn ‚menschlicher‘ und sympathischer zu gestalten, als es durch das neutrale Erzählverhalten der direkten Rede möglich wäre.

Nach der einleitenden indirekten Rede setzt der Professor seine Orientierung fort, aber jetzt verhält sich der Erzähler neutral, da die direkte Rede als Darbietungsweise gewählt ist. Sie rahmt eine eher subjektive Betrachtung ein, in der durch personales Erzählverhalten und in erlebter Rede berichtet wird, was der Professor über Astrids Aussehen denkt (vgl. NK 176). Zwar wird am Anfang dieser Passage von dem Professor ziemlich neutral berichtet: „Der Professor blickte in Augen, die abwartend auf ihn gerichtet waren [...]“ (NK 176). Aber gleich darauf tritt die subjektive Einschätzung des Professors in den Vordergrund und das Erzählverhalten wird personal, was der folgende Satz zeigt: „Der Professor fand, Frau Protter sähe aus wie eine

Madonna, und für einen Augenblick stellte er sich vor, in einer Bildergalerie zu sein.“ (NK 176)

Ähnlich gleitende Übergänge zwischen neutralem und personale Erzählverhalten gibt es überall im Roman, hier sei nur auf einige hingewiesen:

- ✓ Im Prolog geht die direkte Rede des Generals in die erlebte Rede des Alexander über (vgl. NK 9 ff.).
- ✓ In „Damals I“ (vgl. NK 46) gibt es am Anfang einen ausgedehnten Dialog mit eingestreuten Erzählpassagen, die ich als neutrales Berichten auffasse, obwohl sie sich auf eine Person konzentrieren. Wenn aber die Rede auf Linus Bornowski kommt, tritt der Erzähler immer mehr in den Hintergrund bis er durch die Darbietungsweise der erlebten Rede und damit durch ein personales Erzählverhalten die Überlegungen des Albert Bacher wiedergibt.
- ✓ Ab und zu beginnt ein Abschnitt mit einer Situation, in der über mehrere Teilnehmer neutral und aus einer olympischen Position aus erzählt wird, wie z.B. im Kapitel 8.2, wo sich Vockert und der Anwalt Schnuck im Gefängnis treffen. Nach einer kurzen einleitenden Lagebeschreibung und einigen eher allgemeinen Gesprächsfetzen, wählt der Erzähler, nach dem verwundert lautenden „So?“ (NK 296), Vockerts Sicht und gewährt dem Leser einen Einblick in die Gedanken des Verhafteten durch dessen erlebte Rede. (vgl. NK 296)

Nachdem der Professor fertig geredet hat, wechselt der Erzähler die Optik. Jetzt wählt er Astrids Blickwinkel, und es sieht aus, als ob er sich hinter ihr versteckt. Der Tempusgebrauch am Anfang dieses Textausschnitts deutet eine erlebte Rede an: „Sie fand den Mann weder unangenehm noch sympathisch; er war Arzt, es war sein gutes Recht, sie gesund machen zu wollen, seine Pflicht nicht unbedingt.“ (NK 176) Dann aber fängt der Erzähler an, Astrids Gedanken, Gefühle und Ängste dem Leser als ein Referat von dem, was sie dem Professor erzählt hat, zu berichten. Dafür verwendet er den Konjunktiv I. Sowohl der Tempus- und Modusgebrauch als auch die Tatsache, dass der Erzähler hier Astrids Situation kurz zusammen fassen,

führen zu der Konklusion, dass sich der Erzähler hier ins Spiel bringt. Vielleicht macht er das um hervorzuheben, wie deprimiert Astrid ist (vgl. *NK* 177).

„Wichtig blieb die Situation in diesem Bauamt.“ (*NK* 177) ist der erste Satz nach diesem kurzen Einschub seitens des Erzählers, und wo der Leser wieder aus Astrids Sicht mehr über ihre Probleme erfährt. Die Optik liegt bei Astrid, bis der Professor sie wieder direkt anredet, und durch Dialoge setzt der Erzähler auf den folgenden Seiten seine neutrale Berichterstattung fort (vgl. *NK* 177 ff.).

Auf den ersten zweieinhalb Seiten des fünften Kapitels wechseln also sowohl das Erzählverhalten als auch die Darbietungsweise, und die jeweiligen Textpassagen sind nicht besonders lang. Diese Erzählweise fordert einen aktiven Leser, weil sonst wichtige, aber teils versteckte Informationen ihm entgehen könnten, was zu einem verringerten Leseerlebnis führen könnte.

Der allwissende Erzähler weiß natürlich, was in der fiktionalen Zukunft passieren wird, aber da er eine Figur ist, die der Autor geschaffen hat, muss man davon ausgehen, dass er auch Kenntnisse über die vergangene und die gegenwärtige Wirklichkeit besitzt. Diese dualistische Eigenschaft des Erzählers kommt in dem Kapitel vor, wo dem Anwalt Schnuck eine Karriere in einer neuen Partei vorgespiegelt wird (vgl. *NK* 301ff.). Da die Geschichte bekannt sein dürfte³⁵, wirkt die Erzählhaltung hier ironisch, weil der Genosse aus Berlin, ein MfS-Offizier, Schnuck den Vorschlag unterbreitet und die Gedanken des Lesers auf den Namen einer wichtigen oppositionellen Bewegung, die 1989 ins Leben gerufen wurde, lenkt. „Eine Aufbruchspartei sozusagen. Und Sie darin als einer der maßgeblichen Leute. Ein verblüffender Gedanke, nicht wahr?“ (*NK* 302). Am Ende dieser Episode stellt Schnuck sich vor, „er wäre der Führer einer neuen, feinen, kleinen Partei. Honecker empfing ihn. Es gab keinen Honecker mehr. Wen dann?“ (*NK* 303) Diese hypothetische Phantasievorstellung signalisiert hier etwas

³⁵ Der ‚wirkliche Schnuck‘, Wolfgang Schnur, war 1989 Mitbegründer des Demokratischen Aufbruchs und wurde später als IMB ‚Torsten‘ entlarvt (vgl. Dietrich und Schwabe 563).

Zukünftiges. Der darauf folgende Satz im Präteritum Indikativ verrückt nicht die Zeitperspektive, - immer noch drückt der Erzähler durch den Blickwinkel Schnucks Zukunft aus, was im letzten Satz über Honecker und durch die abschließende Frage bestätigt wird. Durch diesen ungewöhnlichen Tempusgebrauch gelingt es dem Erzähler, sowohl Fiktion als auch Wirklichkeit darzustellen. Er gewährt dem Leser einen Blick in die individuelle Einschätzung eines wichtigen informellen Mitarbeiters über die politische Lage im Lande, aber er schafft es gleichzeitig, die reale Vergangenheit zu beschreiben.

Im ersten Teil des letzten Kapitels ist diese Doppelbödigkeit noch deutlicher. Hier bedient sich der Erzähler der Überwachungstechnik der Stasi, um seine berichtende Darbietungsweise plausibel zu machen. Natürlich ist die Allwissenheit auf einer Höhe mit der Stasi, da er über Geschehnisse berichtet, die über Direktleitungen aus den unterschiedlichen Kirchen, durch Telefonate und über flimmernde Bildschirme in der Stasizentrale dem General und seinen Mitarbeitern allmählich bekannt werden. Im nächsten Teilkapitel setzt der Erzähler seine Berichterstattung im Stil eines Fernsehkommentators fort, ohne die Geräte der Stasi zu gebrauchen (vgl. *NK* 504 ff.). Es fällt beim ersten Blick nicht auf, dass er über so viele Personen und Standorte glaubhaft erzählen kann, da sich der Leser immer noch in der, allerdings begrenzten, ‚olympischen Position‘ der Stasi befindet. Als Leser nimmt man zunächst nicht wahr, dass sich der Erzähler von Abhörgeräten und Kameras befreit hat, weil man das Erzählte so auffasst, als sei es aus unterschiedlichen, an mehreren Stellen aufgestellten Kameras zu einer Nachrichtensendung zusammengestellt worden. Dem Leser begegnen in Abschnitten, die ohne Überleitungen direkt aufeinander folgen, sowohl viele Romanfiguren wieder als auch ‚neue‘ Personen und Gruppierungen, die insgesamt ein buntes Bild von den Demonstranten ergeben. Tatsächlich sind Jugendliche und Ältere, Frauen und Männer, Gebildete und Ungebildete vertreten, und dadurch wird betont, dass die friedliche Revolution nicht nur von Basisgruppen und Initiativen getragen und vorangetrieben wurde, sondern vom Volk.

Das Volk sorgte auch dafür, die Archive in der Leipziger Stasizentrale sicherzustellen, um eine Vernichtung von Beweismaterial zu verhindern. Als der Erzähler von diesem Ereignis berichtet, löst er sich aus dem Erzählszusammenhang und wird sehr deutlich als Aussagesubjekt erkennbar (vgl. NK 482). In die Schilderung von der Stimmung im ‚Raum‘ (vgl. 5.3.6) mischt sich plötzlich ein auktorialer Erzähler ein, der aus seinem Wissen von der Wirklichkeit etwas hinzufügt, nämlich wie überraschend es 1990 für die Leipziger war, die schlechte Verfassung des Interieurs zu entdecken. Nach diesem Kommentar kehrt der Erzähler zum Gang der Handlung zurück, die er überwiegend neutral berichtet. Der Leser erhält dadurch eine Information über die Stasi, die ihm im Roman sonst unbekannt geblieben wäre. Der Erzähler findet vermutlich, dass die bisherige Schilderung der Stasi eine Leerstelle geschaffen hat, die nun getilgt werden muss, um dem Leser zu helfen, das Scheitern der Stasi zu verstehen. Durch den Einblick in den Verfall im Stasigebäude stellt sich der Leser einen wackelnden Riesen vor. Dieser Eindruck wird auf den folgenden Seiten durch die Darstellung einer inkompetenten Führung und nichtfunktionierender Kommandostrukturen erheblich verstärkt, und am Ende scheint die Niederlage des Generals und seiner Mitarbeiter nicht nur eine Folge der gelungenen Demonstration, sondern auch als ein Ergebnis der inneren Entwicklung in der Stasi zu sein.

Auktoriales Erzählverhalten kommt noch einmal vor, wo der friedliche Verlauf der Demonstration ausgewertet wird: „Ohne Blutvergießen, ohne ein blaues Auge, es war wie ein Wunder, es war ein Wunder.“ (NK 510) Man hätte vielleicht einwenden können, dass dieser Kommentar dem Bewusstseinsstrom des Ehepaars Kölpers zuzuordnen ist, aber an diesem Zeitpunkt in der Fiktion ist es eigentlich noch unsicher, ob die Aufforderung ‚keine Gewalt‘ befolgt wird. Da der Leser schon weiß, dass die Demonstration in Leipzig am 9. Oktober 1989 gewaltlos verlief und für einen Durchbruch im Demokratisierungsprozess sorgte, wirkt dieser Erzählerkommentar nicht störend, sondern prägt er dem Leser noch stärker ein, dass Schießen und Töten lange eine Möglichkeit war. Gegenüber dieser Tatsache sind der Mut und die Entschlossenheit der Demonstranten noch beeindruckender, da sie

nicht sicher sein konnten, dass die einberufenen Truppen keine Gewalt anwenden würden.

Die bisherigen Ausführungen über Erzählverhalten und Darbietungsweise zeigen, dass die Er-Form überwiegt, und dass sich der Erzähler wechselweise auktorial, neutral oder personal verhält. Durch den Gebrauch von erlebter Rede gelingt es dem Erzähler, die jeweilige Figur zu beschreiben und zu gestalten, und ihre Gedanken und Gefühle dem Leser zu offenbaren. Meiner Meinung nach verschwindet nicht der Erzähler ganz hinter den Figuren bei dieser Darbietungsweise, sondern es bleibt eine gewisse Distanz zwischen dem Leser und der Figur bestehen, besonders wenn die erlebte Rede so häufig und in Verbindung mit neutralem Erzählen verwendet wird. Deshalb hebt sich Alexanders innerer Monolog ab, indem der Leser dieser Figur sehr nahe kommt. (vgl. NK 335) Die Unsicherheit Alexanders und seine Schwierigkeiten zu begreifen, warum sozialistische Theorie und Praxis nicht übereinstimmen, werden sehr lebendig und glaubhaft geschildert. Dieser Monolog trägt natürlich auch dazu bei, den Stasimitarbeiter Alexander Bacher als einen Menschen aus Fleisch und Blut zu zeichnen, und schwächt eventuelle Vorstellungen beim Leser, dass die Stasileute nur als Maschinen denken und handeln konnten.

Es erweist sich also, dass mehrere Erzählverhalten und Darbietungsweise im Roman vorhanden sind. Ein allwissender und allgegenwärtiger Erzähler gewährt uns Einsicht in die Personen und Ausblick über den historischen Ablauf. Da so viele Erzählstränge nebeneinander herlaufen und ineinander verflochten sind, in denen auch sehr viele Figuren agieren, denkt man fast unweigerlich, dass nur ein Erzähler von einer olympischen Position her alles mitteilen kann. Oben wurde allerdings gezeigt, dass in der Erzählweise auch andere Formen benutzt werden. Die vielen Textpassagen, wo die Figuren in den Vordergrund treten, scheinen jedoch durch den allwissenden Erzähler verdrängt zu werden, der große Partien dominiert, so dass dem Leser nur durch eine sorgfältigere Lektüre die Augen für die vielfältige Erzähltechnik geöffnet werden können.

5.6 Fiktion - Wirklichkeit

5.6.1 Allgemeine Betrachtungen zum Problemfeld

In diesem Kapitel werde ich zunächst auf den geschichtlichen Gehalt des Romans eingehen, indem ich ausgewählte Textabschnitte mit Ereignissen vergleiche, die wirklich stattgefunden haben. Damit wird auch deutlich, was der Autor erfunden hat. Das Problem der intentionsgemäßen Rezeption habe ich schon im Kapitel 4.2.5 behandelt. In diesem Kapitel möchte ich herausfinden, was den Autor zum Schreiben veranlasst und was er intendiert haben mag, da die Intention des Schriftstellers etwas über den Wahrheitsanspruch sagen dürfte. Schließlich beende ich dieses Kapitel mit einigen Gedanken über die Bezeichnung des Autors als Chronisten.

5.6.2 Das Verhältnis von Dichtung und Wahrheit

Die wichtigsten Erfindungen im Roman sind die Hauptfiguren, die Familie Bacher. Keine von diesen Personen hat ein wirkliches Vorbild. Das war notwendig, sonst hätte diese Familie keine Stellvertreterfunktion erhalten können. Man will in dieser Familie eine DDR in Miniatur zeigen, und man sieht wie die Gesellschaft zerrissen wurde, und wie sich durch die Familie wegen unterschiedlicher persönlicher Stellungnahmen ein immer größer werdender Riss entwickelt, bis es zum Bruch zwischen den Gegenpolen Astrid und Alexander kommt.

Ich habe schon erwähnt, dass der Autor zwei wirkliche Vorbilder hatte, als er die Ohlbaumfigur gestaltete (vgl. 5.4.4). Er ist aber dem Nikolaipfarrer Christian Führer am ähnlichsten, und seine Reden in den Friedensgebeten und seine Kommentare, wie z.B. seine spitze Antwort an die Stadtreinigung, sind authentisch. Christian Führer hat selbst davon erzählt (vgl. *Mephisto* 97.6 *Die Radio Alternative*: „Dem Volk ein Dach bieten“). Andere wirkliche Personen kommen im Roman vor, ohne mit ihren Namen genannt zu werden. Das betrifft z.B. den Leiter der Stasi in Leipzig, den General, den damaligen Vorgesetzten in der Nikolaikirchengemeinde, den

Superintendenten, und den Leiter des Gewandhausorchesters, den Kapellmeister. Über seine Arbeit bei der Gestaltung des Superintendenten sagt der Autor:

Er hat nicht den Führer und den Wonneberger irgendwohin versetzt, er hat nicht das Friedensgebet aus Nikolai an den Stadtrand verlegt. Das sind die Taten. Ich habe bei allem Schreiben und bei allem Bedenken mir nirgends soviel Mühe gegeben wie bei dieser Person. (Schulz, C. und Achenbach, B.)

Er habe mit besonderer Akribie recherchiert und das Manuskript einigen der handelnden Personen zu lesen gegeben. Der Superintendent und spätere Leipziger Stadtpräsident, Friedrich Magirius, gehörte dazu. Dass er sich nicht geäußert habe, sieht Loest als einen Beweis dafür, dass er „kaum falschgelegen [hat].“ (Gretschel, M.)

Historische Ereignisse und Entwicklungstendenzen sind natürlich wichtig, da die Handlung in den letzten Jahre der DDR spielt. Glasnost und Perestrojka werden erwähnt, die Ausreisewelle und die Initiative für Frieden und für die Bewahrung der Schöpfung sind andere Beispiele dafür, dass wirklich Geschehenes ein Gerüst ist, um das die Handlung aufgebaut ist.

Besonders interessant finde ich, dass der Sprengung der Unikirche so viel Aufmerksamkeit gewidmet ist. Die Protestaktion gegen die Zerstörung fand tatsächlich ungefähr auf die Weise statt, wie sie in „Damals VIII 1968“ erzählt wird (vgl. Neubert 177ff.). Die Sprengung und die kurz darauf folgende Protestaktion müssen Kirchenleute, gewöhnliche Leipziger Bürger und Bürgerinnen und Stasimitarbeiter tief beeindruckt haben. Schon im Prolog sinnt Alexander über die Unikirche nach, und sie kreuzt sozusagen später seine Wege und Gedanken während seiner Anstrengungen, die kirchliche Opposition zu beseitigen. Für den Autor ist die Sprengung eine Schandtat und eine unheilbare Wunde (vgl. 2.2.2), und „von Bernd-Lutz Lange stammt die Erkenntnis: Als die Paulinerkirche in den Staub stürzte, wurde hinter ihr der Turm von St. Nikolai sichtbar. Zwei Jahrzehnte später rächten die Leipziger von dort aus das Verbrechen.“ (Loest, E. in: „Turm von St.Nikolai wurde sichtbar. Gedanken von Erich Loest“)

Man kann sich ja fragen, ob *Nikolaikirche* die Wahrheit über die Wende in Leipzig vermittelt. An dieser Stelle und in dieser Arbeit gibt es keinen Raum für einen umfangreichen Diskussion über den Wahrheitsbegriff, deshalb möchte ich nur kurz einige Momente zur Diskussion herbeiführen.

Eine Frage, die vermutlich einige provoziert, ist: Welche Gattung gibt die Geschichte am wahrsten wieder, die Geschichtsschreibung oder die fiktionale Literatur? Die Frage scheint dadurch gerechtfertigt zu sein, dass eine geläufige Auffassung ist, dass Fachbücher die Wahrheit vermitteln, während fiktionale Literatur, wie z.B. ein Roman, ‚lügt‘. So einfach ist es aber nicht. Die ganze Wahrheit über ein so komplexes Ereignis wie den Zusammenbruch der DDR, oder nur das Teilereignis, die Friedensgebete und deren Auswirkungen in Leipzig, wird man natürlich nie, weder kurzgefasst in Romanform, oder in intendierter detailtreuer fachgeschichtlicher Darstellung, erhalten können. Die Historiker wählen aus, was für sie interessant und glaubhaft ist, wenn sie recherchieren und Quellen auswerten. Interpretieren müssen sie manchmal auch, da nicht jeder Befund gleich eindeutig ist.

Vielleicht sind die poetische und die historische Wahrheit zwei Größen, die inkommensurabel, unvergleichbar und inkompatibel sind. Die Geschichtsschreibung will nicht dasselbe wie die Literatur, die „der alleinige Tummelplatz abweichender Ansichten von der Welt und der einzige Platz [ist], wo der Leser noch berücksichtigt findet, was ihn wirklich angeht und bewegt...(Korte, K. 78)“. In *Nikolaikirche* haben anscheinend viele Menschen etwas gefunden, was sie angeht und bewegt, aber die Meinungen über den ‚objektiven‘ Wahrheitsgehalt bleiben unterschiedlich, was nicht überraschen dürfte, da es aller Wahrscheinlichkeit nach nie einen gesellschaftlichen Vertrag geben wird, in dem eine allgemein akzeptierte Wahrheit formuliert ist. Die Suche nach der sogenannten ‚objektiven‘ Wahrheit ist, meiner Meinung nach, auch nicht in der Diskussion über Literatur besonders fruchtbar, obwohl man gewisse geschichtliche Personen und Ereignisse in ihr dargestellt findet. Wichtiger ist es, ob „das Kunstwerk eine Weise, die Welt zu sehen, [veräußert], [und das] es diese Weltsicht für den Rezipienten gleichsam

erlebbar [macht].“ (Arnold und Detering 49) Meiner Meinung nach bietet *Nikolaikirche* ein derartiges Leseerlebnis, besonders wenn man den Roman nicht als Trivilliteratur abtut, sondern ihn als anspruchsvolle Literatur betrachtet und sich dementsprechend mit ihm auseinandersetzt.

5.6.3 Intention

Wenn ein Werk wie *Nikolaikirche* in die Diskussion über Fiktionalität kontra Dokumentation oder Fachliteratur gerät, sollte der Meinung des Schriftstellers Rechnung getragen werden. Er hat sich sehr klar zu dieser Frage geäußert (Siehe Zitat im Kapitel 4.2.5).

Ich finde es ein wenig verwunderlich, dass einige Rezipienten anscheinend ihre Kritik überwiegend auf einer Einstufung des Romans als Tatsachenbericht basieren. Nicht nur die Romanbezeichnung auf dem Titelblatt, sondern auch wesentliche Teile des Inhalts, z.B. die Rückblenden, in denen über Albert Bacher erzählt wird, deuten darauf hin, dass der Text als ein Roman zu lesen ist. Dabei muss man sich dessen bewusst sein, dass der Autor mehr als ein Unterhaltungsbuch über die Wende schreiben wollte: „Ich schreibe für den politisch interessierten Leser. Der Stoff ist das Wichtigste, und der bestimmt dann, was ich schreibe. Es ist gewissermaßen ein historischer Roman.“ (Schulz, C. und Achenbach, B.) Dass es ein Roman geworden ist, und nicht eine Erzählung oder ein Drama, liegt vermutlich an der Fülle des Stoffs und daran, dass die Romanform am besten geeignet ist, so viele Handlungsstränge und Personen miteinander zu einer ganzheitlichen Darstellung zu verbinden. Es ist auch nicht ganz zufällig, dass Erich Loest den Roman schrieb, da er über Umwege eine Aufforderung erhielt, über die Friedensgebete und die Demonstrationen zu schreiben: Christian Führer fragte zunächst Günter Grass, ob er über das Jahr 1989 und die Nikolaikirche schreiben wolle, aber er antwortete: „Das soll mal lieber der Erich machen.“ (Loest, E. „Ich freue mich für dich und Ute und deinen Verleger“)

5.6.4 Der Schriftsteller als Chronist

Loests Verhältnis zum Begriff ‚Chronist‘ wird erhellt in einem Gespräch, in dem er über *Durch die Erde ein Riß* spricht. Der Chronist habe „[...] die Möglichkeit des Abstandes, auch des Fragens, der Ironie und auch des Nichtwissens.“ (Sauer, J. 100)

Seine Fähigkeit, gesellschaftliche Zustände und historische Abläufe fiktional zu bearbeiten, so dass sowohl Literatur als auch Geschichtserzählung entstehen, wird ihm z. B. von Friedrich Dieckmann und Ilse Spittmann-Rühle bescheinigt:

Wenn künftige Zeiten einmal etwas von diesem saxoborussischen Staats- und Gesellschaftsunternehmen unter russischem Protektorat wissen wollen, werden sie das nirgendwo anschaulicher und prägnanter tun können als in seinen Büchern - [...] (Dickmann, F. 35)

Du kannst Geschichten erzählen, im altmodischen Sinn, einfach, klar und spannend, zum Schluß hat man etwas gelernt über das Leben, die Menschen und ihre Geschichte, denn als akkurater Rechercheur bist Du auch historisch genau.[...] Dein literarisches Werk ist ein Stück Geschichte der DDR (Spittmann-Rühle, I. 110f)

Sabine Brandt nennt Loest einen Protokollführer der jüngeren deutschen Geschichte und sie meint:

Wenn man seine Bücher gelesen hat, weiß man eine Menge von unserer nationalen Geschichte im zwanzigsten Jahrhundert, und der Erfolg dieser Wissensvermittlung hängt nicht davon ab, daß man stets und überall seine Meinungen teilt. (Brandt, S. 178)

Loest hat sich zu diesem Thema ganz eindeutig geäußert, indem er über die Pflicht der Literatur spricht. Sein Glaube an das, was die Literatur, verglichen mit Geschichtsbüchern, vermag, scheint ziemlich idealistisch zu sein, weil er die Verallgemeinerung und Vereinfachung übertreibt. Seine Ansicht ist trotzdem interessant, da er nicht Alleinvertreter der Auffassung ist, dass Literatur erhebliche Aufklärungshilfe leisten kann.

[...] Ich meine auch, daß Literatur, Romanliteratur, die Aufgabe hat, historische Zeitabläufe, geschichtliche Verhältnisse, soziale Probleme, Spannungnen mit den Mitteln der Literatur, also des Romans,

darzustellen. [...] ...eine Literatur, die das ganze Leben eines Volkes abdeckt, ihre Pflicht erfüllt. [...] Wir erfahren durch Roman mehr über die Geschichte, über die sozialen Spannungen dieser Länder als durch Geschichtsbücher. (Sauer, J. 101)

6 ZUSAMMENFASSUNG UND KONKLUSION

Durch die Auseinandersetzung mit dem Roman und mit den Rezensionen lässt sich feststellen, dass *Nikolaikirche* nicht so einfach und geradeaus zu verstehen ist, wie man auf den ersten Blick, - oder eher nach dem ersten Überfliegen -, hätte denken können. Die Erzählweise und der Stil scheinen monoton zu sein, aber es stellt sich heraus, dass es durchaus Variationen gibt, die das Leseerlebnis bereichern und einen aktiven und kreativen Leser fordern. Die Figuren, die zum Kernpersonal gehören, sind nicht nur Typen und Stellvertreter unterschiedlicher politischer und religiöser Gruppen, sondern sie sind lebendig dargestellt und treten uns als glaubhafte Personen entgegen. Dass die Handlung historische Ereignisse behandelt, und dass der Autor dokumentarisches Material mit einbezogen hat, erschwert die Interpretation und die Auswertung des Romans, was aber nicht unbedingt von Nachteil ist. Ich sehe diese Konstruktion vielmehr als eine interessante, aber anspruchsvolle Weise, Geschichte zu erzählen und die Leser gesellschaftlich zu engagieren.

Der Schluss mag allerdings zu konstruiert wirken. Hier laufen viele Fäden zusammen, die vorher im Roman getrennt voneinander ausgerollt wurden. Da es aber die Intention war, über die Wende in Leipzig einen Roman zu schreiben, sollte man die vielen Erzählfäden und wie sie aneinander gereiht oder miteinander verwoben wurden nicht für unplausibel halten, sondern den Gang der Handlung und den Schluss als intentionsgemäß und im Einklang mit dem Inhalt und dem Titel des Romans beurteilen.

Der Schluss des Romans ist wie ein dokumentarischer Fernsehbericht konstruiert, aber auch der ganze Roman ließe sich mit einem Filmbericht vergleichen. Es gibt Dokumentarfilme, die nur aus authentischen Aufnahmen bestehen, und es gibt halbdokumentarische Filme, die, entweder aus Mangel an authentischem Material oder um Interesse zu wecken, das Authentische mit Erfundenem mischen. Man weiß normalerweise im voraus, worum es geht und stellt sich auf eine entsprechende Interpretation und Rezeption ein. *Nikolaikirche* könnte dementsprechend als ein halbdokumentarischer Roman

gelten, in dem der Autor den Wirklichkeitsbezug mit erfundenen Figuren und Geschehnissen ergänzt hat. Durch diese Einstufung und Rezeption wird es möglich, das Authentische als Sonderfall im Gedächtnis zu behalten und als solches auszuwerten, und das Erfundene als eine Verallgemeinerung zu verstehen, die dazu beiträgt, die Interpretations-Möglichkeiten zu erweitern und das Bewusstsein des Lesers auf generelle Probleme zu lenken.

Die Absicht des Autors ist es sicherlich auch gewesen, engagierte Literatur zu schreiben und dem Leser Geschichte in begreifbarer Form beizubringen (vgl. 5.6.4). Der Begriff ‚engagierte Literatur‘ ist vielen Akteuren des Literaturbetriebs ein rotes Tuch, da sie für die Literatur eine totale Freiheit von Dienstfunktionen aller Art beanspruchen. Andere dagegen, meinen immer noch, dass die Literatur eine gesellschaftliche Rolle zu spielen habe. Ich gehöre zu den Letztgenannten, da ich fürchte, die schöne Literatur könnte ihre Existenzberechtigung verlieren, wenn sie so beschaffen wäre, dass man sich in ihr nicht mit Widerspiegelungen gesellschaftlicher Verhältnisse, Problematisierungen von Vormundschaft und Dominanz aller Art auseinander setzen könnte. Das ist noch ein Grund, warum ich einen Roman wie *Nikolaikirche* spannend und interessant finde, da er meine Erwartungen an Literatur befriedige. Insofern bin ich in guter Gesellschaft, z.B. mit Hans-Georg Soldat:

Die Einbeziehung aktueller politischer und gesellschaftlicher Entwicklungen in den Korpus der Literatur ist nicht nur eine Forderung doktrinäer Ideologien, die damit die ‚Erziehung des Menschen‘ zu befördern trachten, sondern ebenso Kennzeichen der freien Literatur. (Soldat, H. 133)

In seinem Nobelvortrag hat sich Günter Grass über engagierte Literatur folgendermaßen geäußert:

Ein Schriftsteller, Kinder, ist jemand, der gegen die verstreichende Zeit schreibt. [...] Eine so akzeptierte Schreibhaltung setzt voraus, daß sich der Autor nicht als abgehoben oder in Zeitlosigkeit verkapselt, sondern als Zeitgenosse sieht, mehr noch, daß er sich den Wechselfällen verstreichender Zeit aussetzt, sich einmischt und Partei ergreift. Die Gefahren solcher Einmischung und Parteinahme sind bekannt: Die dem Schriftsteller gemäße Distanz droht verlorenzugehen; seine

Sprache sieht sich versucht, von der Hand in den Mund zu leben; die Enge jeweils gegenwärtiger Verhältnisse kann auch ihn und seine auf Freilauf trainierte Vorstellungskraft einengen, er läuft Gefahr, in Kurzatmigkeit zu geraten. (Grass, G. "Fortsetzung folgt...")

Indem ich mich seinen Worten anschließe, beende ich die Zusammenfassung mit einer Auflistung von Momenten, die meine Antwort auf die essentielle Frage ist: Was leistet der Roman?

- ✓ Er zeigt, besonders am Beispiel des Albert Bachers, aber auch durch die Schilderung der Stasi und ihrer Maßnahmen, „wie brüchig, in welchem Maße von institutioneller und persönlicher Gewalt durchlöchert das geistig-ideologische Fundament des Staates DDR war.“ (Soldat, H. 143)
- ✓ Er zeigt den Hintergrund der Leipziger Demonstrationen, die für den gewaltfreien Verlauf der friedlichen Revolution sehr wichtig waren.
- ✓ Er speichert eine nahe Vergangenheit und erzählt sie wieder, damit nicht vergessen wird, wie das Leben in der DDR war.
- ✓ Er setzt denen ein Denkmal, die auf friedliche Weise für demokratische Veränderungen in der DDR kämpften.
- ✓ Er zeigt ein gesellschaftliches Panorama, das Einblicke in unterschiedliche Lebensanschauungen und Verhaltensweisen ermöglicht.
- ✓ Er zeigt wie stark die Kirche am gesellschaftlichen Umbruch beteiligt war.
- ✓ Er erzählt, auf unterhaltsame und spannende Weise, wie es zu der entscheidenden Demonstration am 9. Oktober 1989 kommen konnte.
- ✓ Er zeigt, wie Menschen Mut bekamen und ihre Sprachlosigkeit überwinden.

7 LITERATURVERZEICHNIS

Primärliteratur

1. Loest, Erich. *Jungen die übrigblieben*. Leipzig: Linden-Verlag, 1991 [1950].
2. Loest, Erich. *Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene*. Leipzig: Linden-Verlag, 1990 [1978].
3. Loest, Erich. *Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf*. Leipzig: Linden-Verlag, 1990 [1981].
4. Loest, Erich. *Völkerschlachtdenkmal*. Leipzig: Linden-Verlag, 1990 [1984].
5. Loest, Erich. *Der Zorn des Schafes*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1993.
6. Loest, Erich. *Nikolaikirche*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1998.

Sekundärliteratur

7. Alsmeier, Bernd. *Wegbereiter der Wende. Die Rolle der Evangelischen Kirche in der Ausgangsphase der DDR*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verl.-Ges., 1994.
8. Arnold, Heinz Ludwig, und Detering, Heinrich, Hg. *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2. Auflage 1997.
9. Biedenkopf, Kurt: „Das Ende ein Anfang“. In: Dorn et al. *Es ging seinen Gang. Erich Loest zum 70. Geburtstag*. 7-13.
10. Brandt, Sabine. *Vom Schwarzmarkt nach St. Nikolai. Erich Loest und seine Romane*. Leipzig: Linden Verlag, 1998.
11. Corino, Karl. „Es geht seinen Gang oder Mühen in unseren Ebenen. Ein Gespräch mit dem DDR-Schriftsteller Erich Loest“. In: Dorn et al. *Es ging seinen Gang. Erich Loest zum 70. Geburtstag*. 22-25.
12. Corino, Karl, Hg. *Die Akte Kant. IM "Martin", die Stasi und die Literatur in Ost und West*. Reinbek bei Hamburg: Rowolt Taschenbuch Verlag, 1995.
13. Dieckmann, Friedrich. „Realist und Frontkämpfer“. In: Dorn et al. *Es ging seinen Gang. Erich Loest zum 70. Geburtstag*. 27-38.

14. Dietrich, Christian, und Schwabe, Uwe, Hg. *Freunde und Feinde. Friedensgebete in Leipzig zwischen 1981 und dem 9. Oktober 1989*. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 1994.
15. Dorn, W., Sommer, K.D., und Wieskerstrauch, L., Hg. *Es ging seinen Gang. Erich Loest zum 70. Geburtstag*. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik, [1996].
16. Drosdowski, Günther Hg. *Duden Deutsches Universal Wörterbuch A-Z*. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Bibliographisches Institut, 1989.
17. Emmerich, Wolfgang. *Kleine Literaturgeschichte der DDR*. Erweiterte Neuauflage. Leipzig: Gustav Kiepenheuer Verlag, 1996.
18. Grass, Günter. „Fortsetzung folgt...“. Nobelvorlesung 1999.
<http://www.nobel.se/laureates/literature-1999-lecture-g.html> .
19. Gutzen, Oellers und Petersen. *Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft. Ein Arbeitsbuch*. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 1989.
20. Harenberg, Bodo (Hg). *Chronik `89*. Dortmund: Chronik Verlag, 1989.
21. Kleßmann, Christoph und Wagner, Georg, Hg. *Das gespaltene Land. Leben in Deutschland 1945 bis 1990. Texte und Dokumente*. München: C.H.Beck, 1993.
22. Lange, Bernd-Lutz. „Es ging nicht immer seinen Gang“. In: Dorn et al. *Es ging seinen Gang. Erich Loest zum 70. Geburtstag*. 81-83.
23. Ledanff, Susanne. *Die Suche nach dem „Wenderoman“ - zu einigen Aspekten der literarischen Reaktionen auf Mauerfall und deutsche Einheit in den Jahren 1995 und 1996*.
<http://www.dickinson.edu/departments/germn/glossen/heft2/wende.html> .
24. Loest, Erich. „In eigener Sache.“ In: Dorn et al. *Es ging seinen Gang. Erich Loest zum 70. Geburtstag*. 84-85.
25. Maaz, Hans-Joachim. *Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR*. Berlin: Argon Verlag, 1992.
26. Möbius, Regine. *Erich Loest zum 70. Geburtstag*. Leipzig, 1996.
27. Neubert, Ehrhart. *Geschichte der Opposition in der DDR 1949-1989*. Berlin: Links, 1998.
28. Sauer, Jutta. „Mensch Erich“. In: Dorn et al. *Es ging seinen Gang. Erich Loest zum 70. Geburtstag*. 100-102.

29. Schorlemmer, Friedrich. „Der Biß der Erkenntnis“. In: Dorn et al. *Es ging seinen Gang. Erich Loest zum 70. Geburtstag*. 103-109.
30. Schröder, Richard. „Was nicht vergessen werden darf. Rückblick auf die DDR“. In: Vogel, Hans-Jochen Hg. *Gegen vergessen – Für Demokratie*. 37-47.
31. Schweikle, Irmgard und Günther. *Metzler Literatur Lexikon*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.
32. Soldat, Hans-Georg. „Die Wende in Deutschland im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Literatur“. In: *German Life and Letters* 50 (1997). 133-154.
33. Spittman-Rühle, Ilse. „Lieber Erich“. In: Dorn et al. *Es ging seinen Gang. Erich Loest zum 70. Geburtstag*. 110-112.
34. Vogel, Hans-Jochen Hg. *Gegen Vergessen- Für Demokratie*. München: Piper, 1994.

Rezensionen und andere Zeitungsartikel

Unten sind nur Rezensionen aufgeführt, auf die ich mich in der Arbeit direkt bezogen habe. Die Liste würde zu umfassend werden, wenn sie alle untersuchten Rezensionen beinhalten sollte. Ich finde es am übersichtlichsten, andere Zeitungsartikel und ähnliche Publikationen in diese Kategorie einzustufen.

35. Anon. „Erich Loest; Nikolaikirche“. *Antenne Brandenburg*, undatiert.
36. Anon. „Erich Loest. Nikolaikirche“. *EWf, Fachzeitschrift für den Ost-West-Handel*, Nr. 4, 1995.
37. Anon. „Kein System darf heiliggesprochen werden“. *SZ*, 10.10.1995.
38. Biskupek, Matthias. „Die Glorreichen und das Kontaktgift“. *Eulenspiegel*, Oktober 1995.
39. Braun, Michael. „Erich Loest: Nikolaikirche“. *Eichholz Brief* 4/95 - Zeitschrift zur politischen Bildung.
40. Dirksen, Jens. „Eine Liebe in Leipzig“. *NRZ*, 02.09.1995.
41. Domdey, Horst. „Wie Astrid das Neinsagen lernte“. *Der Tagesspiegel*, 12.08.1995.

42. Dreiocker, Bernd. „Zu Erich Loests Roman Nikolaikirche“. *Radio Brandenburg BÜCHERJOURNAL* 12/95, 26.12.1995.
43. Ebel, Martin. „Und es kommt die Zeit, da die Würstchen zählen“. *Badische Zeitung*, 5.8.1995.
44. Fenzl, Christa. „Widerstand gegen die Macht“. *Main-Echo*, 1.2.1996.
45. Geißler, Cornelia. „Ein Riß durch die Familie“. *Berliner Zeitung*, 13.09.1995.
46. Geppert, Licita. „Wende und kein Ende“. *Berliner Lesezeichen*, 11/12 1995.
47. Görner, Eberhard. „Verweigerung als Hoffnung“. *Märkische Oderzeitung*, 23.08.1995.
48. Gretzschel, Matthias. „Vielleicht kann Distanz hilfreich sein“. *Hamburger Abendblatt*, 16/17.9.1995.
49. Grote, Georg v. „Grenzenlose Ignoranz!“. *TZ (München)*, 25.10.1995.
50. Hinz, Thorsten. „Loests kleine Narrenwelt“. *Junge Freiheit*, 13.10.1995.
51. Ignée, Wolfgang. „Letzte Tage in Leipzig“. *Stuttgarter Zeitung*, 10.10.1995.
52. Kienzle, Siegfried. „Düfte fürs Archiv“. *Allgemeine Zeitung Mainz*, 14.10.1995.
53. Klier, Freya. „Erich Loests Nikolaikirche“. *Europäische Ideen*, 5/95.
54. Lauströer, Gitte. „Die Wende i Leipzig“. *Hufvudstadsbladet*, 11.02.1996.
55. Lewerenz, Werner. „Die Revolution begann in Leipzig“. *Kieler Nachrichten*, 14.09.1995.
56. Loest, Erich. „Ich freue mich für dich und Ute und deinen Verleger“. *LVZ-online*, <http://www.lvz-online.de/lvz/zeitung/news/34866.html> .
57. Loest, Erich. „Turm von St.Nikolai wurde sichtbar. Gedanken von Erich Loest“. <http://leipzig-online.de/guhmann/loest.htm> .
58. Mücke, Detlev. „Es gibt ihn doch: den großen Roman der Wende“. *Nordelbische Kirchenzeitung*, 3.11.1995.
59. Pilgrim, Günter. „Von Pfarrern, Stasileuten und Kerzenträgern“. *Mecklenburgische Kirchenzeitung*, 22.10.1995.
60. Platzeck, Wolfgang. „Aufstand der Lemminge“. *WAZ*, 16.09.1995.
61. Pöthig, Klaus. „Warum alles so kam“. *Südwest Presse*, 19.8.1995.

62. Rothe, Aribert. „Geist- und lebensvoll verknappte Zeitgeschichte“. *Die Kirche*, 8. Oktober 1995.
63. Schulz, C. und Achenbach, B. „Nikolaikirche Roman über die Wende?“ *zitadelle*, September '95.
64. Schulze-Reimpell, Werner. „Erich Loest: Nikolaikirche“. *NDR*.
65. Sommer, Klaus-Dieter. „Es ging seinen Gang“. *Neue Deutsche Literatur* 6/95.
66. Stade, Heinz. „Aufflackernde Mühen des Erzählens“. *Thüringer Allgemeine*, 27.10.1995.
67. Steckel, Margret. „Die sanfte Revolution“. *Luxemburger Journal*, 27./28.04. 1996.
68. Thiemann, Andreas: „Die packende Chronik einer Leipziger Familie“. *Westfalenpost* 11.10.1995.
69. twi. „Vom langen Weg aus der inneren Emigration in die offene Opposition“. *Gießener Anzeiger*, 30.03.1996.
70. uju. „Von Stasi, Kirche und Protesten“. *KNA*, 5./6.12.95.
71. Wahjudi, Claudia: „Nicht nur Bananen“. *Zitty* 20/1995.
72. Wallmann, Jürgen P. „Erich Loest: Nikolaikirche. Roman“. *WDR3/Köln*, 4.4.1996.
73. Weiß, Konrad. „Ich mag den Bacher nicht“. *LVZ*, 18.08.1995.
74. Wieland, Rayk. „Eingedöst bei Erich Loest“. *Junge Welt*, 10.11.95.

Sonstiges

75. *Mephisto* 97.6 *Die Radio Alternative*: „Dem Volk ein Dach bieten“. Leipzig., 1998, Interview mit Christian Führer.